



Herausgegeben von der Landesbeauftragten des Freistaates
Thüringen für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes
der ehemaligen DDR

Layout: Wolfgang Röthgens
Lithografie und Bildteil: Frank Schenke, Baldur Haase,
Gedenkstätte „Amthordurchgang“ e.V.
Druck: Druckerei

Erfurt 2007
ISBN: 0-000000-00-0

Baldur Haase - Die Schnapsampel brennt

Die Schnapsampel brennt



Von **Baldur Haase**

32 VOL. %

**Die
Schnapsampel
brennt**

Von Baldur Haase

Die Schnapsampel brennt

Erster Teil

Das Wismut, der Wismut, die Wismut	4
Der Wismutschnaps	8
Geschichte des Alkohols	10
Schnaps im Bergbau	13
Die Wismut ein Staat im Staate	14
Die Wismut auch auf tschechischer Seite	16
Der Bergmannsschnaps – eine zweite Währung	18
Besuch einer der Quellen des Wismutschnapses	20
Kritischer Übergang	22

Zweiter Teil

Blutgeschwür – Hans Förtzsch	28
Der Fusel aus dem Tiefkühlfach – Beate Rothe	29
Der Schnaps zum Gurgeln – Ekkart Riedel	31
Wir wollten ein Schafsfell – Karl-Heinz Gründel	35
Frank Zanders Sprengstoff – Günter Rothe	38
Das kostet 700 Gramm – Joachim Buchholz	42
Gesundheitsschnaps – Monika und Werner Kieslinger	45
Ungarische Salami – Sabine Perz	48
Der Freundschaftsschluck – Manfred Voigt	50
Da hat ein Russe geschossen – Willi Bundoks	51
Die Warteliste – Marina Richter	53
Schnapsampel – Rolf Nieß	55
Literaturverzeichnis	59
Abkürzungsverzeichnis	61

Erster Teil

Das Wismut, der Wismut, die Wismut

Wer die Mühe nicht scheut und in Nachschlagewerken dem Wort WISMUT auf den Grund zu gehen versucht, findet schnell heraus, dass es sich um ein Schwermetall von rötlichem bis silberweißem Glanz handelt. Es ist ein chemisches Element, mit der Abkürzung Bi, da es in der Fachsprache Bismut heißt. Und es ist sächlichen Geschlechts! Schreibe jemand in einem Text „der“ oder „die Wismut“, so könnte man es ihm als Fehler ankreiden. Und da auch das Rechtschreibprogramm meines Computers, das die neue deutsche Rechtschreibung mehr oder weniger konsequent berücksichtigt, etwas gegen „der“ und „die“ Wismut einzuwenden hat und fast hysterisch mit roten Markierungen darauf reagiert, bliebe demzufolge nur „das Wismut“ übrig. Dennoch konnten Bewohner regional begrenzter Gebiete im sächsischen Erzgebirge und im ostthüringischen Raum um Gera/Ronneburg – und aus anderen Gründen eingeweihte Personen – nach 1946/47 etwas damit anfangen, wenn sie beispielsweise lasen oder hörten: „Alfred arbeitet jetzt auch bei der Wismut.“ Oder: „Darauf nimmt die Wismut keine Rücksicht.“

Die Schuld an diesen Verwirrungen wird mitunter jenen Vertretern sowjetischer Regierungsstellen in die Schuhe geschoben, die es angeblich als notwendig ansahen, aus politischen Gründen, die Uranerzförderung in ihrer Besatzungszone im geteilten Deutschland, mit dem Namen des harmlosen Metalls Wismut zu verschleiern. Ob daran etwas Wahres sein könnte, sei dahingestellt und bedürfte aufwendiger Recherchen in russischen Archiven, mit allerdings fragwürdigen Erfolgsaussichten.

...Wahrscheinlich hatte Lawrentij Berija, Stalins furchtbarer Geheimdienstchef und Leiter des russischen Atomprogramms, persönlich die Idee, dem gigantischen Abbauunternehmen die Tarnbezeichnung „Wismut“ zu geben....

Quelle: www.lexi-tv.de/lexikon/thema.asp, 30.3.2007

Die sowjetische Aktiengesellschaft (SABM/SAG) Wismut bestand von 1947 bis 1953 als Reparationsbetrieb und hieß ab 1954 Sowjetisch-Deutsche Aktiengesellschaft (SDAG) Wismut. Die Deutsche Demokratische Republik (DDR) war mit 50 Prozent beteiligt. Das Unternehmen existierte bis 1990, hieß danach „Wismut GmbH“ und förderte kein Uranerz mehr.

Zwischen 1946 und 1989 beschäftigte die Wismut zirka 500.000 Personen. Ein großer Teil, nämlich die inzwischen fast legendären Wismut-Kumpel, förderten in dieser Zeit 231.000 Tonnen Uran an die Erdoberfläche. Damit

gelang es, in diesem Sektor, den dritten Platz im Weltmaßstab nach den USA und Kanada zu erreichen. Das wäre Grund genug gewesen, diesen Faktor in den sonst üblichen, überschwänglichen Erfolgsmeldungen zu benennen, womit sich die Machthaber in Moskau und Ostberlin sonst so gern „beim Aufbau des Sozialismus“ brüsteten und damit die Überlegenheit des „sozialistischen Weltsystems“ zu beweisen versuchten. Das Uranerz brauchten die sowjetischen Genossen aber nicht ausschließlich, um Kernwaffen herzustellen und den Anschluss an die Atommacht USA nicht zu verlieren, die durch den Einsatz von Atombomben in Japan ohnehin schon an Vorsprung gewonnen hatte. Sie benötigten das Uran auch zur so genannten friedlichen Nutzung, in Atomkraftwerken beispielsweise, was allerdings auch ins Auge gehen kann. Mit der Katastrophe von Tschernobyl, im April 1986, bekam diese Bestimmung einen bitteren, bis tragisch-tödlichen Beigeschmack. Wie ein Bumerang gelangte das in Sachsen und Thüringen geförderte Uran, in veränderter Form, auch in seine Ursprungsgebiete zurück und bis heute warnen kritische Stimmen die Sammler von Speisepilzen in den heimatischen Wäldern vor den Gefahren radioaktiver Verseuchung.

Ein irreführendes Wort für den Uranbergbau zu finden, mag noch recht einfach gewesen sein, gänzlich verheimlichen ließ es sich nicht, was unter Missbrauch des Namens Wismut getan wurde, wenn es die Verantwortlichen auch gern gesehen hätten. Die Abraumhalden bei Ronneburg, die jedem Kraftfahrer auf der nahen Autobahn in die Augen fielen, ließen sich nicht einfach damit erklären, dass hier nach Gold und Edelsteinen geschürft werde.

Einwohnern, denen die Partei und Staatsmacht nicht vertraute, konnte es allerdings an den Kragen gehen. Wismut-Territorien wurden, wie andere wirtschaftlich wichtige Gegenden auch, Anfang der fünfziger Jahre, kurzerhand zu „Aufbaugesetzen“ erklärt und Bestimmungen erlassen, nach denen unliebsame Einwohner ausgewiesen und in anderen Teilen der DDR wieder angesiedelt werden konnten. Betroffen waren, wie es hieß, deklassierte, arbeitsscheue und asoziale Elemente, Kleinkriminelle, aber ebenso politisch unzuverlässige Personen und Prostituierte. Da letztere von dieser Maßnahme nicht verschont blieben, kann man vermuten, dass den Wismutkumpeln zwar viele Vergünstigungen gewährt wurden, aber nicht alle. Auch waren die ausweisenden und empfangenden Organe nicht immer einer Meinung, wie das folgende Beispiel zeigt.

Am 13. Februar 1952 berichtete Volkspolizei-Inspektor Flechtner von der Volkspolizei des Landes Thüringen dem Chef der Deutschen Volkspolizei, Karl Maron: ... „F. G., zuletzt wohnhaft in Gera (XXX) und W. B. zuletzt

wohnhaft in Gera (XXX) wurden von Gera nach Eberswalde ausgewiesen. Der Bürgermeister der Stadt Eberswalde teilte dem VPKA Gera in einem Schreiben mit, daß es sich bei den beiden Personen um sogenannte „leichte Mädchen“ handelt und er von dieser Kategorie in Eberswalde selbst genug besitzt. Er hat von sich aus die beiden vorgenannten Personen auf ein 15 km von Eberswalde entferntes Volksgut verwiesen.“ ...

Quelle: Thüringisches Hauptstaatsarchiv Weimar, Landesbehörde der Volkspolizei Thüringen Nr. 39, Blatt 62r).

In einem Bericht der Landesbehörde der Volkspolizei Thüringen vom 15. Januar 1952, an die Sowjetische Militärkommission heißt es:

...„Ausweisung von missliebigen Personen aus den Wismut-Kreisen.

Die Entfernung aus den Wismut-Gebieten beschränkt sich auf Personen, die keiner gesellschaftlich nützlicher Arbeit nachgehen und in ihrem ganzen Verhalten die Sicherheit und Ruhe in diesen Gebieten gefährden. ...Es ist unbedingt notwendig, Beweismaterial zu schaffen, dieses konkret und gründlich vorzubereiten. Die Ermittlungen über diese Personen müssen gemacht werden wie die Arbeit im Sektionsdienst, d. h., ohne daß jemand erfährt, worum es sich hierbei handelt.“ ...

Quelle: Thüringisches Hauptstaatsarchiv Weimar, Landesbehörde der Volkspolizei Thüringen Nr. 39, Bl. 25r).

Ähnliches geschah unter dem Geheimcode „Ungeziefer“ zwischen 1952 und 1961 in den Landesteilen, die an die Bundesrepublik grenzten. Aber es war wohl den Machthabern nicht möglich, die Wismutgebiete generell zu Sperrzonen zu erklären und Besuchern, die von überall herkommen konnten, völlig zu verheimlichen, was für eine Art Erz hier zu Tage gefördert wurde.

In der achtbändigen Ausgabe von „Meyers Neues Lexikon“, das Anfang der sechziger Jahre in der DDR erschien (VEB Bibliographisches Institut Leipzig), finden wir keine Hinweise auf eine SAG oder SDAG Wismut, obwohl über andere Großbetriebe der DDR ausführlich berichtet wird. Während man der Geheimhaltungstaktik, angesichts des kalten Krieges, der zwischen den Großmächten auf der Ost-West-Achse nach dem Zweiten Weltkrieg entbrannt war, noch ein gewisses Verständnis entgegenbringen könnte, übertrug sich jedoch diese Methode auch auf das innerbetriebliche Leben der Wismut. Nicht nur die leitenden Funktionäre, also „die da oben“, vermieden es, das Wort "Uran" über die Lippen zu bringen, so als könnten sie sich allein damit schon gefürchtete Krankheiten zuziehen. Auch die Kumpel sagten „Erz“ oder „Metall“ zum Uran. Ob es eine Art Selbstbetrug war, ein Augenver-schließen vor den Gefahren?

Das offizielle Schlagwort hieß übrigens: „Erz für den Frieden!“ Die sozialistischen Länder, vom Westen auch als „Ostblock“ bezeichnet, unter „Führung der Sowjetunion“, nahmen für sich in Anspruch das „Lager des Friedens“ zu sein. Nur von ihnen ginge es aus, den Weltfrieden zu sichern, den die imperialistischen Staaten immer wieder gefährden würden, was ihrem Charakter entspräche. Sowjetische Atomwaffen, bestückt mit dem Endprodukt des auch in der DDR von der Wismut geschürften Uranerzes, würden dagegen dem Frieden dienen. Mit dieser Argumentation gerieten in der DDR Mitstreiter und Sympathisanten der vom Staat unabhängigen Friedensbewegung in Konflikte mit der Obrigkeit.

Die Machthaber waren nicht bereit, anzuerkennen, dass nicht nur die amerikanischen Atomraketen „Pershing“ eine Gefahr darstellten, sondern die sowjetischen Geschosse „SS-20“ ebenfalls nicht aus Pappe wären. Auf der anderen Seite berief sich auch der Westen darauf, seine Kernwaffen lediglich zu Verteidigungszwecken herzustellen und zu stationieren. Sprengköpfe von Kernwaffen, wie sie auch heißen und wem sie auch gehören mögen, machen bei einer Explosion mit ihren verheerenden Wirkungen keinen Unterschied zwischen Freund und Feind und keinen Halt an Ländergrenzen. Dem Gleichgewicht der Kräfte und der durch das Atomwetterüsten heraufbeschworene Gefahr einer vollständigen Vernichtung jeglichen Lebens auf weiten Teilen unserer Erde, haben wir es mit Sicherheit – so makaber es auch klingen mag – mit zu verdanken, dass aus dem kalten Krieg kein dritter Weltkrieg wurde.



Urkunde der SDAG Wismut

Der Wismutschnaps

Gegen diese Bezeichnung hat mein Computer nichts einzuwenden, womöglich ein Indiz dafür, dass es sich dabei um ein, zu DDR-Zeiten in den erwähnten Regionen, allgemein bekanntes Getränk handeln könnte.

„Schnaps, das war sein letztes Wort, dann trugen ihn die Englein fort“, sang der unvergessene Kölner Volksschauspieler Willy Millowitsch (1909 – 1999) seinem Publikum in die Ohren, das ihn wegen seines rheinländischen Humors verehrte. Wir können mit Sicherheit annehmen, dass er damit keinen Wismut-Kumpel gemeint haben könnte, einen, der dem „Wismut-Fusel“ zum Opfer gefallen war, weil er ihn in zu großen Mengen und zu häufig hinuntergekippt hatte. Und überhaupt wäre es ungerecht, sämtliche früheren Wismut-Beschäftigten pauschal als hemmungslose Schnapstrinker abstem-peln zu wollen. Bevor wir ihr spezielles Verhältnis zu ihrem Schnaps näher betrachten, erscheint es ratsam, den Blick über den Tellerrand der Wismut hinaus schweifen zu lassen, ohne uns auf eine allzu lange Reise in die graue Vorzeit zu begeben, in der die Wirkung des Alkohols, wie so vieles, von unseren Altvorderen zufällig entdeckt worden sein soll.

Zwar heißt es im Lied der Bergleute „Der Steiger“:

„Glückauf, Glückauf; der Steiger kommt; und er hat sein helles Licht bei der Nacht, und er hat sein helles Licht bei der Nacht; schon angezünd't, schon angezünd't. ...Wir Bergleute sein, seins kreuzbrave Leut! Denn wir tragen ja das Leder vor dem Arsch bei der Nacht, denn wir tragen ja das Leder vor dem Arsch bei der Nacht; und saufen Schnaps, und saufen Schnaps.“

Damit wären die Wismut-Bergleute schon so gut wie rehabilitiert von etwai- gen Verdächtigungen und Anschuldigungen, die alleinigen Schnapsfreunde dieses Berufszweiges zu sein. Auch in anderen Gewerken und Tätigkeitsbe- reichen war und ist es nicht verpönt, sondern gehört mitunter zum Berufs- ethos, Schnaps und andere alkoholische Getränke zu konsumieren.

So heißt es in der „Strophe der Hüttenleute“, dass diese das Leder vor dem Bauch tragen und auch saufen würden. Die Geologen geben sogar zu, zwar auf Steine klopfen zu können, aber keine Ahnung zu haben. „Und saufens's auch, und saufen's auch“, singen sie. 28 Berufs- und andere Zweige sind mit ihren Strophen aufgelistet, eine Erfassung, die zu DDR-Zeiten erfolgt sein muss, denn die Gesellschaftswissenschaftler tauchen darin auf und meinen von sich, ebenfalls „kreuzbrave Leut“ zu sein: „Denn wir lesen Marx und Engels, sind auch sonst recht brave Bengels ... und saufen's auch, und saufen's auch.“

Quelle: www.bergingenieur.de/steiger.html, 30.3.2007

Nicht erwähnt mit Strophen sind die Seeleute und die Angehörigen der bewaffneten Organe der DDR, wo bekanntlich auch bei höheren Chargen der „Alk“ ein beliebtes Mittel war, um für Stunden zu vergessen, wozu man sich für viele Jahre verpflichtet hatte. Die Maurer fehlen in der Auflistung mit ihrem Zählen: „Ein Stein, ein Kalk, ein Bier.“ Und von den Buchdruckern heißt es, etwas frivol: „Eine Maschine die nicht läuft, ein Drucker der nicht säuft, ein Mädchen, das nicht stille hält, gehören nicht auf die Welt.“



Geschichte des Alkohols

Wenn wir die Kulturgeschichte des Alkohols betrachten, können wir feststellen, dass dieser bereits dem Gletschermann „Ötzi“ bekannt gewesen sein muss, dessen sterbliche Überreste 1991 in den Ötztaler Alpen gefunden wurden. Die einschlägige Wissenschaft schätzt sein Alter auf zirka 5.300 Jahre. Er war kein Bergmann, sondern ist beim Bergsteigen ums Leben gekommen, und wenn er jemals Alkohol zu sich nahm, dann gewiss keinen alpenländischen Obstler. Warum nicht? Weil Schnaps das jüngste der alkoholischen Getränke ist. Die Menschheit kennt den Hochprozentigen erst seit zirka 1.000 Jahren.

Schnaps ist der umgangssprachliche Begriff für Spirituosen und leitet sich von dem Wort „schnappen“ ab. Es bedeutet so viel wie: „Das mit einem Schluck Geschnappte.“

Zu den Spirituosen zählen die nahezu unzähligen Sorten der Liköre und Trinkbranntweine, die durch Destillieren (Brennen) vergorener Rohstoffe gewonnen werden. Jedes Getränk, das ein Hersteller als Schnaps bezeichnen und auf den Markt bringen möchte, muss mindestens 20 Volumprozent Alkohol aufweisen.

Betrachten wir die Besonderheiten des Alkoholkonsums im internationalen Maßstab, so offenbart sich, dass sich nationale Traditionen herausgebildet haben, die es rechtfertigen, von so genannten Wein-, Bier- und sogar Schnapsländern zu sprechen. Naturgemäß liegen die Weinländer in südlicheren, rebenfreundlichen Regionen und die Schnapsländer dort, wo das Klima dem Weinanbau von vornherein einen Riegel vorschiebt. Es sind jene Gebiete, in denen wegen der kühlen bis eiskalten Durchschnittstemperaturen, ein kräftiger Schluck aus der Schnapsflasche von Einheimischen und Gästen als wohltuend empfunden wird. Allerdings muss man sich davor hüten, derartige Einteilungen pauschal abzuhaken. Selbst in den tropischen Regionen Brasiliens wird der hochprozentige Zuckerrohrschnaps, als eine Art Nationalgetränk auch in purem Zustand gern getrunken.

Ein nahezu klassisches Schnapsland ist die Russische Föderation, die ehemalige Sowjetunion, das frühere Zarenreich, wo der Wodka regierte und es heute noch tut – und nicht ein Zar Nikolaus, ein Stalin, Breschnew, Gorbatschow, Jelzin oder Putin.

Es wäre aber verfehlt, daraus ableiten zu wollen, dass der Wismutschnaps die SDAG Wismut regierte, auch wenn die Regierung eines Schnapslandes bei deren Entstehung ihre Hände im Spiel hatte.

Zwischen den Wein- und Schnapsländern treffen wir auf die Bewohner der gemäßigten Klimazonen, wo sich das Bier größerer Beliebtheit erfreut, sich aber auch Mischformen herausgebildet haben. Böhmen, ein Teil des heutigen Tschechiens, ist ein klassisches Bierland und die Städte Pilsen und Budweis sind wegen ihrer Biere weltbekannt. Aber die Tschechen verstehen es auch, hervorragende Weine zu keltern, wovon man sich bei einem Besuch an der Moldau überzeugen kann. Und selbst ihre Spirituosen sind begehrte Getränke. Ein Spitzenreiter ist zweifellos der Karlsbader Becherbitter.

Ihre nördlichen Nachbarn, die Polen, wenden sich mehr dem Schnaps zu. Deutschland kann man, trotz seiner Weinberge am Rhein, Main, Neckar, an der Mosel, Elbe, Saale und Unstrut, als ein typisches Bierland ansehen. Es war der Bayernherzog Wilhelm IV., der 1516 das heute noch gültige Reinheitsgebot des Gerstensaftes erließ. Allerdings müssen wir auch in Deutschland regionale Gegebenheiten und Trinkgewohnheiten bestimmter Berufsgruppen und sozialer Schichten berücksichtigen. In Österreich ist Wein und Bier gleichermaßen beliebt.

Eine Ausnahme bildete die DDR, die sich im verhältnismäßig kurzen Zeitraum ihrer Existenz von 40 Jahren in ein wahres „Schnapsland“ verwandelte. Herauszubekommen, ob dabei das Bestreben mancher, zu sehr in Moskau verliebter DDR-Bürger, eine Rolle gespielt haben könnte, bedürfte weiterer volkskundlicher Untersuchungen. Statistisch gesehen leerte 1960 jeder DDR-Bürger (Säuglinge, Kinder und Antialkoholiker inbegriffen) vier Einliterflaschen Schnaps pro Jahr. 1989 war bereits das Vierfache erreicht, eine Menge, die sich nur zum geringen Teil mit dem erhöhten Alkoholverbrauch bei Freuden- und Wiedersehensfeiern nach dem Fall der Berliner Mauer und den sich danach ergebenden Grenzöffnungen zum Westen hin, begründen lassen könnte. Somit war es dem ersten „Arbeiter-und-Bauern-Staat in der deutschen Geschichte“ gelungen, auch in der Sportart des einarmigen Reißens von Flaschen und Gläsern, die mit alkoholischen Getränken gefüllt waren, zur Weltspitze vorzudringen.

Zum Vergleich: Die Bundesdeutschen brachten es während ihrer besten Zeiten auf nicht ganz sechs Liter pro Kopf. Die Gründe, weshalb die „Ossis“ wenigstens mit dem Schnaps die „Wessis“ unter den Tisch tranken, mögen vielfältig sein und manchen veranlassen, darüber zu spekulieren.

Die Autoren des Buches „Vita-Cola & Timms Saurer“ (Tweder, Stregel, Kurz, das Buch erschien 1999 im Elefanten Verlag Berlin) vertreten die Meinung, dass die DDR-Oberen bestrebt gewesen seien, den Alkohol einzusetzen, um das Volk bei Laune zu halten. Sowjetische Forscher hätten herausgefunden, dass bei guter Stimmung die Leistungsfähigkeit der Werktätigen um vier Prozent steige, während sie bei schlechter um 18 Prozent sinke. Dennoch hat es der Zar Wodka nicht vermocht, die Werktätigen in der Sowjetunion zu besserer Arbeitsmoral und höherer Arbeitsproduktivität anzustacheln, mit der sie dem Westen gegenüber wettbewerbsfähig gewesen wären. Diese Meinung ist nicht etwa die eines ehemaligen DDR-Bürgers, der immer noch über zu viel Sowjetpropaganda, Lobhudelei und gekünsteltes Freundschaftsgehabe frustriert ist. Ende der achtziger Jahre haben führende sowjetische Staatsmänner und Politiker selbst auf solche Missstände und Mängel hingewiesen. Etwas klügere Köpfe hatten wohl eingesehen, dass man leicht in eine Sackgasse geraten kann, wenn man die Augen vor Realitäten verschließt.

Über Motive, zur Wismut zu gehen, gab der Fernsehfilm von Annekathrin Wetzel „Leben auf Abruf. Michael Fischer, die Wismut und der Tod“ eine anschauliche Auskunft (MDR-Fernsehen, Sendung vom 13. Mai 2005).

Vorgestellt wird Michael Fischer (Jahrgang 1951) der sich als junger Mann von der Wismut anlocken ließ, obwohl ihn sein Vater warnte, den das Uran an den Rand des Todes gebracht hatte. Nicht so sehr Staub und Radioaktivität hatten Michaels Gesundheit schließlich bedroht, sondern der Wismut-schnaps. Aber es gelang ihm, rechtzeitig die Notbremse zu ziehen und seinem Leben wieder einen Sinn zu geben.

Schnaps im Bergbau

Als traditionelle Bergmannsbegrüßung wurde im österreichischen Hallstadt und anderswo schon vor Jahrhunderten Brot, Salz und Schnaps gereicht.

In den Jahren nach 1800 war der Schnaps in Deutschland immer erschwinglicher geworden. Wer arm war – und das waren die meisten Bergleute – griff gern zur Schnapsflasche, um sich auf billige Art und Weise Kalorien zuzuführen, die Kehle vom Staub zu reinigen, seelische und körperliche Schmerzen wenigstens für Stunden mit Hilfe der Droge Alkohol zu betäuben. Allerdings sahen die Obrigkeiten diesem Treiben nicht immer tatenlos zu. Im Rheinischen Industrievier war für die Zechen zum Ende des 19. Jahrhunderts ein totales Alkoholverbot erlassen worden, was zur Folge hatte, dass Trinkhallen und Schnapskasinos wie Pilze aus dem Boden schossen. Zu familiären Problemen kam es nicht selten, wenn Bergleute, sobald ihnen ihr schwer erarbeiteter Lohn ausgezahlt wurde – Frau und Kinder daheim für Stunden vergaßen. Zu schnell floss der Schnaps ihre Kehlen hinunter, inmitten der lärmenden und einander animierenden Kumpel. Ehe sich manch einer versah, war der Verdienst vieler Tage dahin, hielt er nur noch ein paar Groschen in seinen geschwärtzten, mit Schwielen und Rissen übersäten Händen. Zu wenig, um dafür eine Kanne Milch oder ein Brot zu kaufen, die Hungernden zuhause satt zu kriegen.

Vom Vorteil, akzisefreie Spirituosen zu beziehen, profitierten in der Sowjetischen Besatzungszone und der späteren DDR, nicht nur die Werktätigen der Wismut, sondern auch die Beschäftigten anderer Bergbaubereiche. Unter der damals so genannten HO-Akzise (HO: Abkürzung für die 1948 gegründete staatliche Handelsorganisation) verstand man Preisaufschläge für bestimmte Warengruppen. Die Mehreinnahmen flossen in die Staatskasse. Im Kalibergbau wurde 1948 der Bergmannsschnaps in Fässern angeliefert und in loser Form ausgeschenkt. Bezugsberechtigte kamen, mit den unterschiedlichsten Gefäßen in den Händen, zu den Ausgabestellen gelaufen. Sogar Milchkannen sollen dabei zweckentfremdet benutzt worden sein.

Die Wismut – ein „Staat im Staate“

Eine gewisse Sonderstellung in der Versorgung, nahm in jeder Hinsicht die Wismut ein. Und das auch mit Recht, wenn man die gesundheitlichen und sogar lebensbedrohlichen Risiken in Betracht zieht, denen die Bergleute ausgesetzt waren. Die Verantwortlichen: sowjetische und deutsche Funktionäre, Geologen, Mediziner und andere Wissenschaftler wussten wohl, welche Gefahren vom Uran ausgehen.

Als nach den Erkundungen 1946 der Abbau begann, wurden zunächst Kriegsgefangene, Kriminelle und andere Personen zwangsverpflichtet, für die Wismut zu arbeiten. Aber auch immer mehr Einwohner der Einzugsgebiete der Gruben und aus entfernteren Landesteilen folgten dem Ruf der Werber. So kam es, dass sich die Wismut zu „einem Staat im Staate“ mauserte, der mit zahlreichen Privilegien und Vorteilen lockte, die sich im Laufe der Zeit allerdings änderten. In einem Land chronischer Mangelwirtschaft, fehlender Rohstoffe und unzureichender Dienstleistungen war der Erfolg derartiger Maßnahmen vorprogrammiert. Man kann der Partei- und Staatsführung der DDR zwar nicht vorwerfen, dass zwischen dem Erzgebirge und der Insel Rügen keine Südfrüchte, Kaffee- und Kakaopflanzen gedeihen und entsprechende Produkte deshalb auf dem Weltmarkt teuer erstanden werden mussten – wohl aber, dass sie die Privatwirtschaft aus ideologischen Gründen, als ein Relikt des Kapitalismus, beseitigte und damit jeglichen individuellen Initiativen das Wasser abgrub.

Mit den Verlockungen der Wismut konnten andere Wirtschaftszweige, Betriebe und spätere Kombinate nur begrenzt oder gar nicht mithalten. So besaß das Unternehmen eigene HO-Geschäfte, in denen die Beschäftigten mit "Produktmarken" billiger einkaufen konnten als es woanders möglich war. Auch an seltenen Nahrungs- und Genussmitteln, Waren höherer Qualität und aus Importen, bestand bei der Wismut kein ständiger Mangel. Die sozialen, medizinischen und kulturellen Einrichtungen waren niveauvoll und beispielhaft. Viele derjenigen aber, die einen Nutzen daraus zogen, bezahlten dafür einen hohen Preis, nicht mit gutem Geld, das sie reichlich in ihrer Lohntüte vorfanden, sondern mit Gesundheit und Leben.

Zwischen 1946 und 1954 beschäftigte die Wismut über 100.000 Bergleute, die mit der Trockenbohrtechnik umgehen mussten. Dadurch wurden zwar größere Vortriebszahlen erreicht, aber wegen der unzureichenden Bewässerung entstanden sehr hohe Belastungen durch silikatreichen Staub, auf den die gefürchteten, aber unvermeidlichen Staublungen zurückzuführen waren.

Den Rest gab dann nicht selten das radioaktive Edelgas Radon, das die „Schneeberger Krankheit“, den Lungenkrebs, auszulösen imstande war.

Nach inoffiziellen Angaben soll die Strahlenbelastung mehr als 17.000 Bergleuten das Leben gekostet haben. Wie viele Bewohner der Wismutregionen wegen des Uranabbaus erkrankten und daran starben, ist nicht bekannt. Von den bei der Wismut bis 1990 registrierten 7.163 Todesfällen durch Lungenkrebs wurden 5.237 als Strahlenopfer anerkannt.

Quelle: Internet, Wikipedia. Die freie Enzyklopädie. Stichwort: Deutsch-Sowjetische Aktiengesellschaft Wismut, 29.3.2007

Wenn der Wismutschnaps im Bergmannsjargon auch als „Kumpeltod“ bezeichnet wurde, so dürfte dieser doch weit weniger Menschenleben dahingerafft haben als Staub und radioaktives Erz. Der Frage, ob es nicht ausgereicht hätte, die Bergleute mit Apfelsinen, Bananen, Weintrauben, Schinkenspeck, Räucheraal und anderen seltenen Köstlichkeiten bei Laune zu halten, soll hier nicht näher nachgegangen werden. Dass Alkohol im Allgemeinen und Schnaps im Besonderen, regelmäßig und in größeren Mengen genossen, zu gesundheitlichen Schäden, ja sogar zu Alkoholismus mit tödlichen Folgen führen kann, dürfte auch den Leitungskadern der verschiedenen Bereiche der Wismut nicht unbekannt gewesen sein.

Die regelmäßigen Schnapszuteilungen hätten viele Wismuter bald zu Alkoholikern gemacht, meint Michael Beleites in seinem Buch „Altlast Wismut“.



Halden Paitzdorf (Foto: Frank Schenke)

Die Wismut auch auf tschechischer Seite

Riskieren wir einen Blick über die Höhen des Erzgebirges – hinüber ins heutige Tschechien. So wie auf der deutschen, mussten auch hier, auf sowjetischen Befehl hin, die Berge auf der Suche nach dem begehrten Uranerz, aufgebrochen und geschändet werden.

Bei der Namensfindung für die Uranerzgruben in Joachimsthal wurde auf die Bezeichnung Wismut verzichtet. Es hieß lediglich: Jáchymovské Doly národní podnik v Jáchimove (Joachimsthaler Bergwerke Volksbetrieb in Joachimsthal).

Franz Braun (75) aus dem kleinen Städtchen Zacler (Schatzlar) in der Nähe von Trutnov (Trautenau) erinnert sich. Seine Familie wurde nicht, wie andere Sudetendeutsche nach dem Krieg, aus der Heimat vertrieben. Der Grund war: Familienmitglieder hatten im nordböhmischen Steinkohlerevier als Bergleute in die Schächte einzufahren, wie vordem schon. Sie durften nicht nur, sondern mussten in ihrer Heimat bleiben, denn sie wurden als Arbeitskräfte dringend gebraucht. Es ist nicht jedermanns Sache, täglich körperlich schwere Arbeit zu verrichten, hunderte Meter tief unter der Erdoberfläche, in einem bedrückend engen Stollen, nicht selten Gefahren für Leib und Leben ausgesetzt.

Franz wurde 1948 zwangsverpflichtet, für elf Jahre in sowjetischen Uranbergwerken zu schuften. Mehrere Jahre davon war er in Jáchymov (St. Joachimsthal). Er sollte für nationalsozialistische Verbrechen büßen, die er als Kind gar nicht begangen haben konnte. Geboren 1931, wurde er, wie viele andere seines Geburtsjahrgangs, dafür bestraft, weil die deutschen Nazis während ihrer Herrschaft Bürger tschechischer Nationalität des Jahrgangs 1921 zur Zwangsarbeit nach Deutschland verschleppt hatten. Seine drei Jahre älteren Zwillingbrüder betraf diese Willkürmaßnahme nicht. Er antwortete auf die Frage, ob es im tschechischen Uranbergbau auch Deputatschnaps oder etwas Ähnliches gegeben habe, mit einem: Nein! Lediglich in seinem heimatlichen Steinkohlenrevier war es nach dem Krieg üblich, allerdings nur bis 1948.

Quelle: Schriftverkehr mit Franz Braun, Februar 2007

Die tschechischen Behörden bezogen sich mit dieser Vergeltungsmaßnahme gegenüber nationalsozialistischer Verbrechen, begangen in der Tschechoslowakei, auf deutsche Geburtsjahrgänge 1931, weil tschechische Staatsbürger,

vorwiegend des Geburtsjahrganges 1921, nach Deutschland zur Zwangsarbeit verschleppt wurden. Über die Gründe, weshalb gerade zehn Jahre später geborene deutsche Bewohner des damaligen Sudetenlandes dafür büßen mussten und nicht auch andere Jahrgänge, ist nichts Näheres bekannt. Es liegt lediglich die Vermutung nahe, dass dies willkürlich wegen der „geraden Zahl“ erfolgte.

Unter den 13.653 Bergleuten in den Joachimsthaler Gruben waren 1949 auch 3.390 deutsche Kriegsgefangene. Die sowjetische Regierung hatte beschlossen, sie nur zu entlassen, wenn sie sich verpflichteten, bei der Wismut zu arbeiten.

Quelle: Manfred Thiele: Flucht ohne Ende, Bürgerverluste der Stadt Mühlhausen 1945 – 1961, Mühlhausen 2006, Selbstverlag.



Der Bergmannsschnaps – eine zweite Währung

Beim akzisefreien Bergmannsschnaps handelt es sich wohl um eine typisch ostdeutsche Besonderheit. Der Wismut-Fusel, wie das Getränk auch genannt wurde, stand jedem Untertage-Beschäftigten als monatliche Flüssigprämie in einer Menge von sechs Litern zu, sofern die vorgegebenen Pläne erfüllt wurden. Wer seinen Arbeitsplatz Übertage hatte, bekam zwei Liter. Lehrlinge wurden mit Schokolade bei Laune gehalten, die allerdings auch nicht kostenlos war.

In anderen Bergbaubereichen bekamen die Übertage-Beschäftigten einen Liter monatlich und die Kumpels Untertage das Doppelte. Beim Kauf mussten die entsprechenden Kupons vorgelegt werden.

Verwandte, Freunde oder Nachbarn, die nicht bei der Wismut waren, freuten sich über Schnapsgeschenke. Nicht erlaubt war es dagegen, sich mit Deputatschnaps eine zusätzliche Einnahmenquelle zu verschaffen. „Weiterverkauf wird strafrechtlich verfolgt“, warnt ein Hinweis auf den Etiketten von 0,7-Literflaschen „Trinkbranntwein für Bergarbeiter, akzisefrei“ (1987) für 1,12 Mark.

Angesichts unzähliger mangelnder Waren und unzureichender, mit langen Wartezeiten verbundener Dienstleistungen in der DDR, erwiesen sich Verbote als weitgehend unwirksam. Trotz staatlicher Drohungen erlangte der akzisefreie Schnaps nahezu die Bedeutung einer zweiten Währung. Die Verbraucher stellten damit gern andere alkoholische Spezialitäten, wie Rumtopf und Liköre nach Hausmacherart her, die dann bei Familienfeiern und anderen geselligen Begegnungen die Runde machten. Besonders beliebt war der Likör aus schwarzen Johannisbeeren.

Der Alkoholgehalt des Bergmannsschnaps lag bei 32 Prozent. Destilliert und abgefüllt wurde er unter anderem in Altenburg, Bockau, Meerane, Ölsnitz und Zwickau.



**Küche im Berbaubetrieb Paitzdorf der SDAG Wismut
(Foto: Frank Schenke)**

Besuch einer der Quellen des Wismutschnapses

Auf den Höhen des Erzgebirges, umgeben von dichten Fichtenwäldern, zwischen Aue im Norden und Schwarzenberg im Osten, liegt der Ort Bockau, in dem es zur Sommerzeit betörend nach Kräutern duftet. Und dies nicht nur im Kräutergarten, wo man diese Pflanzen, konzentriert auf einer Fläche, bewundern kann. Vor allem die Bockauer Angelikawurzel (Engelwurz) und das kristallklare Quellwasser, das aus den Tiefen der umliegenden Berge sprudelt, brachten findige Einwohner schon vor 450 Jahren auf die Idee, Angenehmes und Nützliches, Schmackhaftes und Gesundes miteinander zu verbinden. Spezielle Kräuterliköre, sinnvoll genossen, können körperliches Wohlbefinden fördern und (empfehlenswert in geselliger Runde) auch das seelische. Ein Unternehmen, das die alten Traditionen fortführt, ist die „Erzgebirgische Destillerie und Liquermanufaktur GmbH“.

Der Inhaber und Geschäftsführer, Herr Reiner Eisenreich (dem ich an dieser Stelle für das informative Gespräch danke), kennt sich in dieser Branche bestens aus, denn er hatte sich vor einem halben Jahrhundert entschlossen, die Getränkeherstellung von der Pike auf zu erlernen. Aber aus ihm ist nicht nur ein erfahrener Geschäftsmann geworden, sondern auch ein engagierter Förderer des Wissens über erzgebirgisches Brauchtum, den Umgang mit Kräutern und jahrhundertealtes Laborwesen. In dem von ihm gegründeten ersten Spirituosenmuseum Sachsens macht er Besucher mit den Funktionsweisen historischer Destillierblasen und Kräutermühlen vertraut und lädt anschließend ein, die Spezialitäten zu verkosten. Wer könnte da widerstehen? Die Wahl fällt schwer, das Angebot ist reichhaltig und reicht vom traditionellen Gewürzlikör „Wilde Sau“ bis hin zum neu aufgelegten Wismutschnaps, womit wir wieder beim Thema wären. Dazu hat Reiner Eisenreich einiges zu sagen.

Zwei Bockauer Spirituosenunternehmen waren nach dem Zweiten Weltkrieg herrenlos geworden. Den Inhaber eines Betriebes hatten Angehörige der sowjetischen Besatzungsmacht nach Sibirien verschleppt, wo er spurlos verschwand. Sein „Verbrechen“ war es gewesen, eine Anzahl gefüllter Schnapsflaschen versteckt zu haben.

Nach 1951 kam es zu einer Wiederbelebung der beiden Firmen und einem Zusammenschluss zur Likörfabrik Bockau, die als Volkseigener Betrieb auf kommunaler Ebene (VEB/K) existierte. 1968 wurde der Betrieb dann ins VEB Getränkekombinat Karl-Marx-Stadt eingegliedert.

Mit dem Neuanfang gehörte auch bald der Bergmanns- bzw. Wismutschnaps zum Sortiment, was etwa zehn Prozent des gesamten Produktionsvolumens ausmachte und – wie überall 20 nach Regelungen der sozialistischen Planwirtschaft erfolgte. Das heißt, es bestanden Vorgaben, denen ein Volkseigener Betrieb nachzukommen hatte.

In der ersten Zeit bestand ein Rücklaufsystem der Spirituosenflaschen, die von der Glasindustrie wieder verwertet wurden, wodurch ein sinnvoller und die Umwelt schonender Kreislauf entstand.

Die Grundlage für den Bergmannsschnaps, den die Beschäftigten des Betriebes auch damals nach alten Rezepturen herstellten, bildet die Kartoffelmaische. Das erste Destillat (Primasprit) enthält zwar noch verschiedene Verunreinigungen, aber dieser Extrakt wurde und wird nicht zur Herstellung von Getränken, gleich welcher Art, verwendet, sondern stets ein so genannter Nachlauf, ein mit Wasser aufgefangenes Destillat. Diese Methode wird grundsätzlich bei der Spirituosenherstellung angewandt.

Anderslautende Meinungen können nur in einer Gerüchteküche entstanden sein und gehören ins Reich der Legenden.

Reiner Eisenreich wendet sich deshalb gegen Ansichten, die jeder Grundlage entbehrenden, der Wismutschnaps sei von minderer Qualität gewesen. Als Fazit aus dieser Mitteilung aus berufenem Munde, kann man guten Gewissens behaupten, dass die frühere Bezeichnung „Wismutfusel“ völlig unangebracht war und „Kumpeltod“, auf die Qualität des Getränkes bezogen und nicht auf Alkoholmissbrauch, einen noch größeren Irrtum darstellt.

Dem würde gewiss auch die Heilige Barbara, die Schutzpatronin der Bergleute, zustimmen, auch wenn sie damals, von denen, die das Sagen hatten, aus politisch-ideologischen Gründen, zu einer „missliebigen Person“ erklärt worden war. „Heilige im Bergbau? Das hat uns gerade noch gefehlt. Wir haben jetzt unseren Adolf Hennecke“, hört man förmlich einen Parteisekretär sagen. Wer denkt heute noch an beide?

Dann zum Wohl! Stoßen wir an mit Gläsern, gefüllt mit Wismutschnaps, der sich nicht von dem unterscheidet, den die legendären Wismutkumpel nach einer anstrengenden Schicht in einem der Uranbergwerke tranken.

Glück Auf!

Weitere Quellen (den Gesamttext betreffend):

www.mdr.de/doku/archiv/geschichte, Begriffserklärung Wismut, 29.3.2007

www.kost-the-ost.de, DDR-Alltagskultur, Aufschwung Ost und deutsche Einheit, 29.3.2007

Wismuter

Wer sich mit einer Zeitepoche lediglich theoretisch beschäftigt und dabei darauf verzichtet, auch Zeitzeugen seine Ohren zu leihen und sie zu Wort kommen zu lassen, vergibt sich etwas Wesentliches. Gerade unterschiedliche Ansichten und Meinungen, bedingt dadurch, dass die Einzelnen verschiedenen Generationen und sozialen Schichten angehören und diese oder jene berufliche Stellung erreicht hatten, können das Salz in der Suppe sein.

Wenn wir den charakterisierenden Ausspruch, dass die Wismut ein „Staat im Staate“ gewesen sei, nochmals strapazieren, drängt sich die Feststellung auf, dass die „Wismuter“ eine zweite Staatsbürgerschaft besessen haben könnten und sich auch heute noch gern, mehr oder weniger offen, darauf berufen und stolz deswegen sind. Mehr als vierzig Jahre DDR und Wismut haben ihre Prägungen hinterlassen, die es erschweren, sich mit einem neuen System, dem der Demokratie, zu identifizieren.

Zeitgeschichtsforscher die sich im Rahmen des Projektes „Wismutschnaps“ damit befassten, Zeitzeugen zu interviewen, hatten es mitunter nicht leicht, aufgeschlossene und bereitwillige Personen dafür zu gewinnen.

Die Männer und Frauen, die in dieser Publikation dankenswerterweise von ihrem Leben im Wismutland erzählen, repräsentieren einen Querschnitt durch die verschiedenen Tätigkeitsbereiche, die dort vorkamen: der Hauer, der Steiger, der Ingenieur, der Lokführer, der Sicherheitsbeauftragte, die Sekretärin und der Lehrling. Es fehlen Aussagen zu den Anfangsjahren der Wismut, von Zwangsverpflichteten beispielsweise und von Angehörigen hoher und höchster Leitungsstellen.

Die erfasste Zeitspanne reicht vom Beginn der fünfziger Jahre bis zum Ende der Uranerzförderung nach 1990.

Die Interviewpartner bestätigen das, was generell festgestellt werden kann: Wer zur Wismut ging, tat dies, weil zahlreiche Vorteile lockten. Zwar bemühte sich die Partei- und Staatsführung in der DDR, die Versorgung der Bevölkerung mit Grundnahrungsmitteln zu niedrigen Preisen zu sichern, andere Ansprüche und Erwartungen aber blieben bis zum Fall der Mauer und dem Untergang des SED-Regimes auf der Strecke. Durch die sozialistische Planwirtschaft mitverschuldet, bestand nicht nur ein ständig vorhandener und bei bestimmten Erzeugnissen wechselnder Mangel an Nahrungs- und Genussmitteln höherer Qualität, modischer Bekleidung, wie Jeans, sondern auch an Waren des täglichen Bedarfs und Dienstleistungen. Man konnte es nieman-

dem verdenken, wenn er dem Drang nachgab, aus dieser Misere wenigstens teilweise auszubrechen. So waren in der DDR, die sich bemühte, den Sozialismus aufzubauen, in dem alle „gleich“ sein sollten, die Wismuter (aber nicht nur diese!) „gleicher“ als andere.

Bezug zu George Orwells satirischer Fabel „Farm der Tiere“, worin alle Tiere gleich sind, aber einige gleicher.

Angelockt und nicht selten wohl auch verblendet von den Vorteilen, spielten Bedenken – wenn überhaupt vorhanden – über gesundheitliche und sogar lebensbedrohliche Risiken beim Umgang mit dem Uranerz, während des Unterschreibens eines Arbeitsvertrages und danach, eine nebensächliche Rolle. Vermutlich werden sich noch weniger der Beschäftigten über Schäden Gedanken gemacht haben, die der Umwelt zugefügt wurden, Wunden, deren Narben man noch sieht.

Die Wismuter waren aber auch nicht durchweg ein zufriedenes Völkchen, das sich in einem kleinen Schlaraffenland wähnte. In der Gewissheit, dass ihre Arbeitskraft gebraucht wurde, sagte so mancher auch einmal etwas, was Parteifunktionären nicht gefiel und in Akten der Staatssicherheit der Nachwelt erhalten blieb.

Es waren aber auch Wismutkumpel, die sich während des Volksaufstands am 17. Juni 1953 mit Beschäftigten anderer Betriebe und Einwohnern solidarisierten, mit schwerem Gerät anrückten und Polizeieinheiten in die Flucht schlugen.

So zeigt sich die Wismut, wie so vieles und die DDR selbst auch, mit zwei Gesichtern und je nach der persönlichen Einstellung dazu und den Erfahrungen, die ein Mensch mit beiden gemacht hat, wird er dem einen oder anderen Gesicht mehr zugeneigt sein.

Abschrift

Steinkohlenverwaltung Zwickau
VVB der Kohlenindustrie

8.4.1950

Betr.: Trinkbranntweinverteilung

..Um alle Unklarheiten zu beseitigen und eine einheitliche befehlsgemäße Ausgabe auf allen Werken zu erreichen, geben wir Ihnen nachstehend die entsprechenden Auszüge aus der Anordnung und die nötigen Erläuterungen hierzu bekannt. ... Nach dem Kontrollratsgesetz Nr. 54 erhalten die Bergarbeiter steuerfreien Trinkbranntwein, gem. den hierzu ergangenen Anweisungen ist der steuerfreie Trinkbranntwein an die Arbeiter und das ing.techn. Personal nur auszugeben, wenn sie den Produktionsplan erfüllen, und zwar nach folgenden Normen:

1.) Bis zu 2 Ltr. Monatlich je Kopf:

- a) an Untertagearbeiter in Kohlen- und anderen Gruben
- b) an das ing.techn. Personal, das unmittelbar mit Untertagetätigkeiten beschäftigt ist.

2.) Bis zu 1 Ltr. Monatlich je Kopf

- a) an Arbeiter, die über Tage in Kohlen- und anderen Gruben beschäftigt sind;
- b) an das ing.techn. Personal der Verwaltungen und deren Bevollmächtigte in der Stein- und Braunkohlen

Verboten ist die Ausgabe von steuerfreiem Trinkbranntwein

- a) an Angestellte und jüngeres Bedienpersonal (unter Tage unter 16 Jahren, über Tage unter 18 Jahren);
- b) an das ing.techn. Personal in Gruben und Tagebauen, die ihre Produktionsauflagen nicht erfüllen;
- c) an Bummelanten und solche Personen, die ihre Arbeitsdisziplin verletzen.

...Hauptamtliche Funktionäre bekommen eine Zuteilung, wenn sie aufgrund ihrer früheren Tätigkeit Anspruch hatten...

Abschrift

Ministerium für Handel und Versorgung
- Der Minister -

Schreiben an die Räte der Bezirke vom 26.4.1954

...jugendliche Bergarbeiter im Alter von 16-18 Jahren, die unter Tage arbeiten, [erhalten] anstelle von bisher 2 Ltr. Steuerfreien Trinkbranntwein 2 Tafeln Schokolade a 100 gr. Der Verbraucherendpreis der Schokolade darf DM 7,-- nicht übersteigen. Die Ausgabe der Schokolade an die jugendlichen Bergarbeiter hat zum Preis von DM 2,00 je 100 gr.-Tafel zu erfolgen ...

Die Neuregelung tritt ab 1. Mai 1954 in Kraft.

Quelle: Wismut GmbH, Archiv Chemnitz

Kombinat Schwarze Pumpe			
Berechtigungsschein über steuerfreien Trinkbranntwein			
0,7 Liter	Name: _____		
	Wohnort: _____		
Ausgabedatum: _____		Betrieb: _____	
<p>Bei Verlust des Berechtigungsscheines wird kein Ersatz geleistet. Der Verkauf von steuerfreiem Trinkbranntwein und die Obertrogung des Berechtigungsscheines sind strafbar.</p>			
<p>WZ G 2-01 b Vordruck-Leitverlag Osterwick Ag 305-66-DDR-302-1,9 Blocks je 100 Bl. - V-10-4 - 351</p>			

Abschrift

Stellvertreter des Generaldirektors
für Ökonomie der SDAG Wismut

1965

Veränderung der Bestimmung über die Ausgabe von akzisefreien Trinkbranntwein an Werktätige der SDAG Wismut

Die Ausgabe von akzisefreien Trinkbranntwein an Werktätige der SDAG Wismut erfolgt auf der Grundlage der Anordnung Nr.192 vom 11.6.1953.... Die Ausgabe von akzisefreien Trinkbranntwein (sog. Grundschnaps) an die Berechtigten ist gebunden an die Erfüllung des Produktionsplanes der Wirtschaftseinheit, wobei Untertage 2 l und Übertage 1 l gewährt werden.

Außerdem erhalten Leistungslöhner und Angehörige des ITP - Untertage bei Übererfüllung der Normen für Planarbeiten bzw. Übererfüllung des Planes der Grundproduktion eine weitere Zuteilung von akzisefreiem Trinkbranntwein bis zu 4 l (sog. Zusatzschnaps). ...

Mit der Veränderung des Charakters der Arbeit hat sich die mobilisierende Wirkung der Branntweinzuteilung immer mehr zugunsten der Hebel Lohn und Prämie sowie moralischer Impulse verringert.

Vom medizinischen Standpunkt aus hat Trinkbranntwein im Gegensatz zur weit verbreiteten Anschauung der Werktätigen keine gesundheitsfördernde Wirkung.

An eine Einstellung der Ausgabe von akzisefreien Trinkbranntwein ist jedoch gegenwärtig nicht zu denken, weil diese Maßnahme von den meisten Werktätigen nicht verstanden würde und ein geeignetes Äquivalent (z.B. Milch, Südfrüchte, Schokolade u.a.) nicht ohne weiteres gewährt werden kann.

Abschrift

Generaldirektion der SDAG Wismut

3. Mai 1977

Ergänzung zur Vereinbarung vom 1.1.1973 über die Ausgabe von akzisierungsfreiem Trinkbranntwein mit dem Zentralvorstand der IG Wismut

... Hauer, Arbeiter der geol.-geophys. Und technischen Bohrung (Untertage) sowie Arbeiter im Hilfsprozeß (Untertage) im Stücklohn erhalten in Abhängigkeit von der Normerfüllung zusätzlich zur Grundzuteilung eine weitere Zuteilung von akzisierungsfreiem Trinkbranntwein nach folgender Staffelung

Normerfüllung %	Hauer sowie Arbeiter der geol.-geophys. und techn. Bohrung	Arbeiter im Hilfsprozeß (Untertage und im Stücklohn)
100,1 - 102,0	1 Liter	0,5 Liter
102,1 - 104,0	2 Liter	1,0 Liter
104,1 - 106,0	3 Liter	1,5 Liter
106,1	4 Liter	2,0 Liter

Diese Vereinbarung tritt mit Wirkung vom 1.5.1977 in Kraft.

Quelle: Wismut GmbH, Archiv Chemnitz

Zweiter Teil

Blutgeschwür – Hans Förtzsch

Von 1951 bis 1960 war ich im VEB Schiefergruben Tschirma Landkreis Greiz tätig, der an den Betrieb VEB Schiefergruben Lehesten angeschlossen war. Die Schiefergruben Lehesten, Örtelsbruch, Probstzella und Unterweißbach wurden zusammengeführt. In allen Bergbaubetrieben gab es den Schnaps. Wir haben den Schnaps gemixt und verfeinert. Es wurde genommen, was gerade da war. Wir haben zu dem Fusel „Rachenreiser“ oder „Gujampel“ gesagt. Dies war ein Mix aus Fruchtsaft und Fusel. Es wurde Eierlikör davon gemacht. Oder mit verschiedenen Geschmacksmitteln, wie Vanille, oder mit was Rotem, und da nannten wir das „Blutgeschwür“. Wir haben auch geriebene Nüsse oder Haselnüsse darüber gemacht. Bei uns gab es keine Betrunkenen in unserer Gruppe. Wir haben zwei, drei Gläschen getrunken und dann sind wir auseinander gegangen, wir mussten ja den nächsten Tag wieder arbeiten. Damals gab es noch keinen Bus, wir mussten mit dem Fahrrad fahren. Wir haben im Dreischichtsystem rund um die Uhr gearbeitet. Die Leute sind von Lunzig, Hohenleuben und überall her gekommen. Die Leute haben da gearbeitet, weil es dort Schnaps gab und man gut verdiente, im Verhältnis zu anderen. 1956 stellte man die Bezüge für den akzisierungsfreien Schnaps ein. Wir ließen uns dies nicht gefallen und haben dagegen demonstriert. Wir verweigerten unsere FDGB (Freier Deutscher Gewerkschaftsbund) Beiträge zu bezahlen. Somit erhielt ich im Dezember 1956 von der Revisions-Kommission ein Schreiben. Mir und einem anderen Abteilungsleiter der Ziegelei, wurden als Genosse der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) und Abteilungsleiter Vorwürfe gemacht. Wir gaben ein schlechtes Vorbild ab und sollten mit gutem Beispiel, an dem einfachen Kumpel, vorangehen und sofort unseren Standpunkt aufgeben. Ich sollte meinen Einfluss in dieser Angelegenheit auch auf die Kollegen geltend machen. Man konnte es nicht durchhalten, uns keinen Schnaps mehr zu geben, der Druck von den Kumpels in der ganzen Republik war sicher zu groß.

*Quelle: Redaktionell bearbeitetes Interview Hans Förtzsch,
Gedenkstätte Amthordurchgang e.V., 2.2.2007*

Der Fusel aus dem Tiefkühlfach – Beate Rothe

Ich habe von 1973 – 1975 eine Lehre zum Facharbeiter für Schreibtechnik bei der Wismut abgeschlossen. Nachdem ich die Lehre beendet hatte, war auf dem Schacht keine Planstelle für eine Sekretärin da. So bin ich als Laborantin eingestellt worden. Ich habe damals auch ungefähr einen Liter Talon-Schnaps bekommen, weil ich eine Arbeiterplanstelle hatte. Ich bin jeden Tag mit dem Schichtzug auf Arbeit gefahren. Ich hatte dort fast jeden Tag meinen Stammplatz im Zug, es war ganz schön. Das Verhältnis zu den Kollegen war an und für sich recht locker, weil bei der Wismut sich jeder mit „du“ angesprochen hat. Meinen damaligen Chef nicht, ich hatte immer Respekt vor älteren Männern, die hätten ja meine Väter sein können. Zu denen habe ich immer „sie“ gesagt. Später, bei dem jüngeren Chef, wurde sich schon geduzt bedingt auch durch die FDJ. Die ganzen Kumpels, die mir im Laufe der Zeit über den Weg gelaufen sind, bedingt schon durch meinen Mann, der auch bei der Wismut gearbeitet hat, die hat man mit „du“ angesprochen hat. Ich war in der Abteilung Arbeitsökonomie und später wieder als Sekretärin tätig. Wir waren drei Frauen und zwölf, dreizehn Männer, so war das Verhältnis. Ich hatte nie Probleme, mit Männern zu arbeiten.

Als ich dann verheiratet war, haben wir in Lusan in einer Wismutwohnung gewohnt. Ich musste früh den Kinderwagen in die Kindereinrichtung schieben, weil an der Straßenbahn-Haltestelle wo ich zugestiegen bin, schon die ganzen Waggons der Straßenbahn mit Kinderwagen voll waren. Da musste ich die ganze Leninstraße lang laufen. Um sechs Uhr, wenn die Krippe aufmachte, konnte ich mein Kind abgeben und dann musste ich zum Bus und bin nach Ronneburg gefahren. Auf dem Busplatz am Clubhaus war noch mal eine zentrale Umsteigehaltestelle und um sieben Uhr war ich dann auf Arbeit.

Ich habe mich bei der Wismut sehr wohl gefühlt und wir hatten gute Vergünstigungen und finanziell war es auch nicht schlecht. Man konnte immer in den Urlaub fahren, es gab sehr schöne Ferienplätze und wir haben regelmäßig Kuren bekommen. Ich war öfters mit meinem Mann zur Kur. Wir hatten die Möglichkeit, die Lebensmittel in den HO Wismut-Verkaufsstellen günstig einzukaufen und die Textilien hat man in guter Qualität bekommen. Es gab eine Verkaufsstelle in Gera, Straße des Bergmanns, aber ich war da nie gewesen, ich habe immer auf dem Schacht eingekauft.

Als junges Mädchen habe ich nicht, wie die Kumpels nach der Schicht, den Schnaps pur getrunken, sondern habe den Schnaps mit nach Hause genom-

men. Ich habe ihn mit kleinen Essenzen verschiedener Geschmacksrichtungen, wie Erdbeere, Kirsche oder Aprikose angesetzt. Oder er wurde auch mit schwarzen Johannisbeeren, Sauerkirschen und mit Zucker angesetzt.

Wir haben öfters zu Hause gefeiert. Mein Mann und seine Kumpels haben sich zum Skat spielen getroffen und es wurde im Wechsel zu Hause gespielt. Die Kumpels haben ihren eigenen Schnaps und andere Dinge mitgebracht. Mein Mann hatte auch Hauer als Freunde. Da sie mehr Schnaps bekommen haben, wurde dieser auch mitgebracht. Die Männer haben den Schnaps meistens pur getrunken. Den angesetzten Schnaps habe ich für mich gemacht, aber ich habe ihn auch schon manchmal pur getrunken. Wenn der Fusel richtig schön kalt aus dem Tiefkühlfach war, hat der richtig gut geschmeckt. Es gab verschiedene Firmen, die den Schnaps herstellten, ich kann mich an zwei erinnern. Eine Firma von Altenburg und eine im Erzgebirge, aber es gab sicher noch andere Firmen. Ich habe auch mal einen Rumtopf angesetzt, man hatte ja diesen Schnaps zur Verfügung und man musste nicht irgendwelchen teuren im Laden kaufen. Ich dachte, machst mal mit diesem Schnaps einen Rumtopf. Ich habe schichtweise die Früchte darauf gemacht und ein bisschen Zucker, ein bisschen Schnaps und irgendwann war er fertig. Es war Herbst und es ging an das Rumtopf trinken, da merkte ich, dass der Rumtopf gar nicht so geworden ist, wie ich es mir wünschte. Die Früchte waren etwas schimmelig, der Alkoholgehalt von dem Fusel hat nicht gereicht. Ich hatte den Primasprit nicht zur Verfügung, den gab es ja nur selten oder gar nicht oder nur unter dem Ladentisch als „Bück-Dich-Ware“. Aber einen Versuch war es wert!

*Quelle: Redaktionell bearbeitetes Interview Beate Rothe,
Gedenkstätte Amthordurchgang e.V., 15.3.2007*

Der Schnaps zum Gurgeln – Ekkart Riedel

Ich wollte unbedingt Kraftfahrer werden. Aber im zivilen Sektor, in meiner Altersgruppe, gab es 1960, nur Traktorfahrer. Meine Berufsausbildung habe ich in Plauen im Kabelwerk als Betriebsschlosser gemacht. Ich war gerade 18 Jahre alt, als ich bei der Wismut 1962, im Objekt 90, als Kipperfahrer angefangen hatte und bin 2004 durch die Altersteilzeit bei der Wismut ausgeschieden. Ich habe in drei Schichten einen SIS gefahren. Jeder Kipper musste durch eine radiologische Messanlage. Dort wurde festgestellt, was es für Erz ist und wo es hinkam. Zu diesem Zeitpunkt habe ich noch in Plauen gewohnt und fuhr mit dem Betriebsbus täglich hin und zurück. 1962 bin ich hier hergezogen, 1963 bin ich zur Armee gegangen.

Als ich von der Armee wiederkam, haben sie im Tagebau diese Absatzanlage gemacht. Es wurden nur noch ganz wenige Kipper innerhalb des Tagebaus eingesetzt. Ich arbeitete ab 1966 als Hauer und verdiente auch mehr Geld. Es war knüppelharte Arbeit, manchmal habe ich bald geheult, weil die Knochen von der Holzschlepperei so wehgetan haben. Aber man konnte gutes Geld verdienen. Es war der richtige Zeitpunkt. Wir frisch Eingestellten wurden zum Hauer umgeschult. Aber das war auch mein Wille. Ich kann mich nicht acht Stunden an eine Maschine stellen, z. B. an eine Drehbank, um ein und dasselbe Material zu zerteilen. Zu dem damaligen Zeitpunkt war ja noch nichts mechanisiert, da hat man noch tausendmal dasselbe gemacht. Ich brauchte ein bisschen Spielraum, so dass ich nicht an einen Ort gebunden war. Das hatte ich als Hauer gehabt. Man hatte ja acht Stunden lang immer eine andere Arbeit verrichtet.

Bevor ich zur Wismut kam, wusste ich nicht so genau, was abgebaut wurde. Als junger Mensch war es einem vom Prinzip her egal. Ich bin zu der Wismut gegangen, um Geld zu verdienen. Ich habe mir über das Erz keine Gedanken gemacht. Erst in Laufe der Jahre wurden Staub-Messungen vorgenommen, da kam es richtig raus. Man hat im Arbeitsschutz auch Prämissen gesetzt. Ich bin mit dem Aspekt zur Wismut gegangen, jetzt kaufe ich mir erstmal einen neuen Kühlschrank. Ich hatte ja 1965 eine Familie gegründet. Nach dem neuen Kühlschrank kam eine Küche, nach der Küche kam ein neues Wohnzimmer usw. Dann kam ein Auto und so steigerten sich die Ansprüche. Ich dachte mir: wenn ich 15 Jahre Untertage und zehn Jahre Übertage war, dann bekomme ich mit 60 meine Altersrente. Und mit 50 Jahren meine Bergmannsrente. Also habe ich mir gesagt, du bleibst dabei und ziehst das Ding durch.

Auch haben die Vergünstigungen bei der Wismut seinen Reiz gehabt. Es gab die unterschiedlichsten Verdienste, Talons, Essenmarken für neunzig Pfennige und Deputat-Marken. Man konnte anstatt in der Küche zu essen, Frischfleisch oder Wurst bekommen und mit nach Hause nehmen. Auch gab es Talons für Schnaps, Schuhe und Bekleidungsachen für die Hauer und Nebenberufe. Für die Lehrlinge gab es Schokoladen-Marken. Das gab es in den früheren Jahren sehr oft. 1975 wurde das aber abgeschafft und man hat den Beschäftigten monatlich oder jährlich finanziell eine Zulage gegeben. Die Bekleidung konnte man im Wismut Handel – HO Wismut erwerben. Das war egal ob in Ronneburg oder Gera. Man konnte auch nach Altenburg oder Zwickau fahren, um die Marken einzutauschen.

Den Bergmannsschnaps bekam man bei Planerfüllung bis zu sieben Liter im Monat. Hatte man Urlaub, oder war krank, gab es weniger oder gar keinen. Den Fusel konnte man auf dem Schacht und in den HO-Wismut Läden kaufen. Da gab es extra Geschäfte, die damit beliefert worden sind. Es gab auch verschiedene Hersteller. Zum Beispiel aus Lauterbach, Meerane, Altenburg und in Plauen die Firma Gräf. Die letzten Jahre gab es den Schnaps in der Küche auf den Schächten. Erst gab es den in der Kantine und dann wurde ein extra Raum eingerichtet, wo man den einkaufen konnte. Die Marken wurden vom Brigadier aufgeteilt. Er hat einen Schein bekommen und wusste dadurch genau, wie viel Schichten gefahren worden sind. Nicht jeder Hauer hat die sieben Liter bekommen. Es gab viele Nebenberufe z. B. Schlosser, die haben ein bis zwei Liter bekommen. Der Preis war eine Mark zwölf ohne Pfand. Die meisten Beschäftigten haben das auch gebraucht, den Schnaps oder Bekleidungs-Talons. Wenn man einen Handwerker gebraucht hat, oder das Fahrzeug war kaputt, dann hat man den Schnaps eingesetzt. Wenn ich in die Werkstatt gekommen bin und habe für meinen Trabant (Personenkraftwagen) ein Teil gebraucht, das hatten sie prinzipiell nicht da, dann habe ich gesagt: Hinten liegen drei Flaschen Schnaps, na da kommen sie morgen mal wieder, da sehen wir noch mal nach, und dann war das erledigt. Auf den Marken waren verschiedene Grammangebungen, es gab 500 oder 100 Gramm. Man konnte die sich mehrere Monate aufheben. Wenn man 100 Gramm übrig hatte, verschenkte man die an Schlosser, Zimmerleute oder an die Lokfahrer.

Ich hatte mein Einstellungsgespräch in Plauen in der Wismut-Poliklinik. Dort sagte man mir: Den Schnaps bekommen sie nicht, um ihn in die Scheibenwischanlage zu schütten, sondern mit dem sollen sie gurgeln, damit sich der Erz-Staub nicht im Kehlkopf festsetzt. Aber das ist ja nun Blödsinn, wenn ich den Schnaps zum Gurgeln einmal an der Kehle habe, dass ich den dann wieder ausspucke. Da ist es doch der kürzere Weg, ihn gleich runter zu

schlucken. Die wussten ganz genau, wir machen das nicht so, wir saufen das Zeug runter und da hat es sich erledigt.

Die Frauen haben mit diesem Wismutfusel immer was angesetzt. Rumtopf mit Fusel und Primasprit. Oder man ist in die Drogerie, da gab es Essenzen mit verschieden Geschmacksrichtung Pfefferminz, Cognac usw. und so hat man das zusammengesetzt. Wenn man Besuch hatte, dann hat man eine Flasche rausgeholt und brauchte nichts zu kaufen.

Es gab dann Kumpels, die hatten sich an den Alkohol so gewöhnt, wie heut zu Tage andere auch. Da wurde jeden Tag in der Küche eine Flasche Schnaps leer gemacht. Wenn wir dann so vier oder fünf Mann am Tisch waren und die Flasche rum ging, da gab es eben welche, die beim Trinken einer Daumenbreite den Daumen hochkant genommen und getrunken haben. Um dem aus dem Wege zu gehen, hat man dann Knoblauch rein gemacht, in den Schnaps. Ich hatte es auch einmal gemacht und es gab auch viele, die es gemacht hatten. Das hat eine unwahrscheinliche Wirkung, das brannte wahnsinnig und der hat dann niemals wieder von unserem Angesetzten getrunken. Also Alkoholismus war bei der Wismut nicht schlimmer als im zivilen Sektor. Klar sind welche besoffen eingefahren, aber wenn sie erwischt worden, mussten sie sofort aus der Grube raus. Alkohol war in der Grube verboten. Wenn man betrunken erwischt wurde, ist man Untertage sofort rausgeflogen und dann hatte man einen Verweis bekommen und am nächsten Tag ist man wieder eingefahren. Ich glaube zwei oder drei Verweise, das hieß dann fristlose Entlassung, aber soweit hat es keiner kommen lassen, weil man sich damit ja die Zukunft verbaut hätte. Nach sieben Jahren Wismut Zugehörigkeit gab es 25 Prozent Zuschlag Untertage. Das hieß, im Monat, wenn ich meine Treueprämie bekommen habe, die gab es immer in dem Monat wo man angefangen hat, da hat man gleich mal 4.000 Mark bekommen. Das wollte keiner durch eine Entlassung auf Spiel setzen. Die Verteufelung, die man dem Wismut-Schnaps zuschob, war es nicht unbedingt gewesen. Auch wenn die Leute sagten, die Wismut Kumpels sind ja besoffen durch die Kante gerannt. Das ist richtig, aber es sind auch viele Zivilisten besoffen durch die Kante gerannt.

Ein Bergmann, wenn er mit dem Bus nach Hause gefahren ist, da gab es verschiedene Ecken wo er eingekehrt ist. Zum Beispiel: Auf dem Bahnhof ist ein alter Lokschuppen gewesen, der Wirt ist steinreich geworden, aber nur eine Stunde. Wenn die ersten Busse mit den Kumpels kamen, sind die dort rein. Da hatte der schon eine große Galerie stehen gehabt, da haben die ihr Bier getrunken und sind dann um sieben mit dem Zug nach Hause gefahren.

Das gab es in Altenburg, in Ronneburg auf dem Bahnhof und auch in Gera im Gummistiefel. In Ronneburg in den sechziger Jahren, konnte man mit den Essensmarken im „Blauen Reiter“ essen. Da hat ein Bier fünfzig Pfennige gekostet. Da habe ich eine Essensmarke hingegeben und habe zwei Bier bekommen. Man konnte in verschiedenen Ecken mit den Marken essen gehen. Zum Beispiel in Gera-Tinz, wo die Lehrlinge waren. In Ronneburg gab es am Anfang die Wismutküche, den „Hirsch“, den „Blauen Reiter“ und die Wismutküche im Neubaugebiet.

Heiß begehrt war auch der Schnaps bei der Oma meiner Kollegin. Sie hat immer gesagt: „Meine Knie schmerzen, gib mir mal eine Flasche zum Einreiben.“ Der erste Schluck wurde zum Gurgeln genommen und der zweite Schluck ging an die Knie.

*Quelle: Redaktionell bearbeitetes Interview Ekkart Riedel,
Gedenkstätte Amthordurchgang e.V., 19.2.2007*



Wir wollten ein Schafsfell – Karl-Heinz Gründel

Ich habe am 5. September 1950, in Marienberg, im Objekt 5, bei der damaligen Wismut als Elektrolehrling meine Arbeit aufgenommen. Zu der Zeit war die Ausbildung von Lehrlingen äußerst ungewöhnlich. Aber sie erfolgte! 1952/54 endete die Wismut in Marienberg. Wir Lehrlinge wurden im März 1952 nach Gera, in das Objekt 90 der SDAG Wismut umgesetzt. Die Leitung der Wismut hat, zu der damaligen Zeit, eine große Verantwortung und eine hohe Leistung vollbracht, indem sie mindestens 60 bis 80 jungen Menschen eine Zukunft gaben. In Marienberg und Umgebung hätten wir unsere Lehre nicht weiterführen können und hätten irgendwo wieder bei null angefangen! Es ist eine Schande, eine solche Leistung zu negieren.

In der Zentral-Mechanischen Werkstatt in Ronneburg habe ich meine Lehre beendet und arbeitete ab 1954 im Tagebau Phillip Müller, als Elektriker, später kurze Zeit als Hauer. Das Erz lag ziemlich flach unter dem Mutterboden und so wurde es mit Pickhammer und Schaufel gewonnen. Ich kam 1960 in das Schachtkombinat nach Reust und arbeitete dort kurze Zeit Untertage. Man setzte mich in der technischen Versorgung ein, wo ich als Leiter bis 1964 arbeitete und dann in der Objektverwaltung sowie bei der Zentralen Materialwirtschaft für die Bergbaubetriebe im Ronneburger Raum.

Als Lehrling hat mich das nicht interessiert, was bei der Wismut gefördert wurde, aber dann war das ganz klar, dass die Wismut ein Tarnname war und dass dort Uran gewonnen wurde. Die Angst vor radioaktiver Strahlung gab es bei mir nicht. Die Ausgangsplattform waren die radioaktiven Quellen im Erzgebirge, wo auch das „Dritte Reich“ geschürft hat. In den Anfangsjahren der Wismut, also um 1946 bis Mitte der fünfziger Jahre, gab es meiner Meinung nach zwei große Gefährdungen. Zum einen war es die Staublunge und das Radon-Gas. Ab Mitte der fünfziger Jahre legte die Wismut absoluten Wert auf die starke Belüftung im Grubenbau. Von da an war die Gefahr eigentlich gebannt.

Wir hatten bei der Wismut viele Vergünstigungen. Der Lohn war sehr gut, besser als im Territorium. Zusätzlich gab es die Treueprämie, das war in der Art ein Monatslohn. Daran gekoppelt war noch ein Prämienschein für Textilien usw. Das galt für alle Wismutangehörige, ob Mann oder Frau. Später gab es auch die „Jahresendprämie“ und die Zuschläge für Über- und Untertage. Die Wismut hatte ein eigenes Sozialnetz, Krankenhäuser, Kureinrichtungen, Ferienheime, Kultur- und Bildungseinrichtungen, eigenes Wohnungswesen. Man bekam auch eher eine Wohnung. Es kam aber auch dazu,

dass die Wismut ihre eigene Stasi, Volkspolizei, Kriminalpolizei, Kampfgruppe, Zivilverteidigung und einen ganzen Berg mehr davon hatte. Das war der Ausdruck vom „Staat im Staate“.

Es gab auch den Gummistiefel. Es war eine Unterkunft, hauptsächlich für das Ingenieur-Technische Personal. Ich wohnte zwar nicht im Gummistiefel, aber wir waren natürlich oft da. Ja da ging es schon zur Sache.

Auch den Wismut Handel darf man nicht vergessen. Dort konnte man bestimmte Textilien günstig kaufen und den Schnaps auf Marken für 1,12 Mark. Es gab eine ganze Menge Vergünstigungen. 1952 bekam ich einen Bezugsschein für eine AWO (ein Motorrad) und 1963 meinen ersten Trabant 600 (ein Personenkraftwagen). Wir hatten jeden Monat unsere Schnapsmarken. Dieser Schnaps war sicherlich einmal Deputat für den Bergmann, denn der Bergmann hat ja schon aus der Tradition des Bergbaues bereits im Mittelalter seinen Schnaps getrunken. Sie haben auch Milch und gutes Essen in der Werksküche bekommen; aber der Schnaps spielte nicht mehr die vordergründige Rolle. Natürlich kam es auch vor, dass die Bergleute nach der Schicht noch miteinander eine Flasche austranken. Wenn die verbrauchten Körper auf der Heimfahrt so im Bus hingen, das sah schon traurig aus! Mit dem Wismutfusel konnte man viel machen. Er wurde pur getrunken oder zum Ansetzen von Likör aus schwarzen Johannisbeeren, Sauerkirschen und vielen anderen mehr genutzt. Eine Geschichte fällt mir ein. Es war Mitte der achtziger Jahre. Aus den Läden war der hochprozentige Primasprit verschwunden. Das war tragisch, denn wir brauchten ihn zum Ansetzen. Der Wismut Schnaps hatte ja nur 32 Prozent. Mein Direktor fragte mich im Vertrauen, was wir machen könnten. Er wollte ja nur den Alkohol aus dem Wismut Schnaps holen. Das konnte doch nicht strafbar sein! Ein Destilliergerät musste beschafft werden. Ich konnte auf nicht ganz geradem Wege ein kleines Laborgerät bekommen. Ich besorgte aber zwei Stück, eines gleich für mich. So konnten wir unseren Alkohol hochprozentig machen. Na das war eine Schnapsidee von mir, aber es ging erst einmal. Die Rezepte waren einfach und es gibt davon sicher hunderte Variationen. Die bekanntesten waren die „Schwarze Johanna“, „Sauerkirsch“ und der „Eierlikör“. Die Beeren in eine große Flasche und Zucker darüber. Nach ein paar Tagen, wenn sich der Saft gebildet hat kam der Schnaps, möglichst Primasprit drauf. Der Eierlikör wurde mit Eigelb und Schnaps gemacht. Der „Bols“ war noch einfacher: Kandiszucker im Schnaps aufgelöst, Kaffeebohnen in die Flasche und lange stehen lassen. Dann mit Genuss trinken!

Einmal setzte ich auch den Schnaps dafür ein, um etwas zu bekommen, was es sonst nicht gab. Wir wollten unbedingt ein Schafsfell. Es gab sie schlecht

zu kaufen und sehr teuer. Da kam mir der Zufall zu Hilfe. Ich entdeckte eine Rohfellsammelstelle in Greiz. Ich sprach mit dem Leiter, gaukelte ihm auch vor, dass wir als Betrieb Schafsfelle für Geschenke an unsere Sowjets benötigen. Ich kaufte zehn Felle, das Kilo drei Mark. Da musste ich einige Flaschen Schnaps abliefern. Heute kann man darüber nicht einmal lachen!

*Quelle: Redaktionell bearbeitetes Interview Karl-Heinz Gründel,
Gedenkstätte Amthordurchgang e.V., 8.2.2007*



Frank Zanders Sprengstoff – Günter Rothe

Um Geld zu verdienen, habe ich 1968 bei der Wismut angefangen. Ich habe eine Umschulung gemacht und war ein paar Jahre Hauer, Lokfahrer und Dispatcher. Später, als ich nicht mehr einfahren konnte war ich als AGL-er (Abteilungs-Gewerkschafts-Leiter) tätig. Für mich war es das Wichtigste gutes Geld zu verdienen. Zu DDR-Zeiten hat man in den Betrieben wenig Geld verdient. Der Durchschnitt war damals 480 bis 500 Mark und bei der Wismut war es bedeutend besser. Ich war insgesamt 19 Jahre Untertage und war Mitglied in der Grubenwehr. In den sechziger Jahren, in Schmirchau, gab es viele Grubenbrände. Früher wurde das Erz noch anders abgebaut. Wir hatten einmal im Monat eine Übung. Man musste dies auch lernen, um bei Unfällen die Bergleute retten zu können. In der Frühschicht war immer viel los. Es sind die Obersteiger, Bereichsleiter, Parteisekretäre und die AGL-er eingefahren, dadurch wurde die Produktion ein bisschen gehemmt. In der Mittel- und in der Nachtschicht hatte man freien Lauf. Ein Hauer musste nie acht Stunden arbeiten. Die Arbeitseinsätze waren oft Kilometer entfernt. Es fuhren Untertage auch Personenzüge. Ich war auch als Lokfahrer tätig. Das ist ein schöner Beruf aber, da war man durch die Staubentwicklung dem Erz noch viel schlimmer ausgesetzt. Es gab zwar Gesetze, dass man mit Masken arbeiten sollte, aber wer hat dies eingehalten. Dann war ich viele Jahre Dispatcher Untertage. Das war eine stressige Arbeit. Wir haben von überall Feuer bekommen. Es wurde vorgeschrieben, welche Hunte die Brigade bekommen soll.

Meine Frau hat mich damals vom Betriebsdirektor ablösen lassen, weil ich zu Hause durchgedreht bin. Ich bin in der Nacht munter geworden, ich konnte nie abschalten. Je nachdem wie sich ein Mensch gibt. Bei der Wismut konnte man auch vergünstigt einkaufen. Und auf ein Auto musste man nicht so lange warten. Meine Frau und ich, wir hatten Glück und bekamen schon nach drei oder vier Jahren unser Auto.

Die Wismut hatte die schönsten Ferienplätze, die es in der DDR gab. Man konnte auch in das Ausland fahren, in die Sowjetunion. Aber man musste politisch mitspielen. Ansonsten hätte man diese Reisen nicht bekommen. Es waren Auszeichnungen in die Sowjetunion oder nach Ungarn. Unsere Brigade bekam eine große Auszeichnung, aber ich nicht. Ich hatte mich vorher über irgendwelche politischen Sachen aufgeregt. Ich habe viele Parteiverfahren bekommen. Ich bin jung in die Partei eingetreten und war auch auf der Parteischule. So wie ich es gelernt bekommen habe, so wie Marx und Engels das gelehrt haben. Da hat man gedacht, man kann das in der Praxis umset-

zen. Aber das ist nicht so. Ich war damals auch von der Brigade der Organisator, aber den großen Orden habe ich nicht mit bekommen, sondern eine Reise mit meiner Frau nach Ungarn. Es gab viele bei der Wismut, die überzeugt von der Sache waren, viele sind auch bestraft worden, wenn sie sich aufgeregt haben. Es war nicht immer alles so, wie es eigentlich sein sollte. Aber mir hat es Spaß gemacht. Für mich war es eine schöne Zeit, die Wismut und das geht auch aus dem Kopf nicht raus.

Das Gesundheitswesen bei der Wismut war sehr gut. Wir mussten jedes Jahr zu einer Untersuchung. Als junger Mensch dachte ich, ach da arbeitest du drei Jahre, verdienst gutes Geld und suchst dir eine andere Arbeit. Aber das war nicht so einfach man hatte sich an das Geld gewöhnt. Als Hauer haben wir immer zu zweit gearbeitet und man musste sich auf seinen Kollegen verlassen können. Die Kameradschaft war gut.

Am Anfang, als ich nach Gera gezogen bin, fuhren wir noch mit dem Bus auf unsere Arbeitsstellen. Später wurden Züge eingesetzt. Man hat uns gesagt: den Schnaps sollte man trinken, mäßig aber regelmäßig. Ich kann mich entsinnen, wenn wir Skat gespielt haben im Zug von Raitzhain bis Gera. Das waren 30 Minuten, da haben wir zu viert, vier Flaschen rein gelassen. Der Schnaps war spitzenmäßig. Es war reiner Alkohol und er hatte nicht viel Umdrehung. Er hatte 32 Prozent. Vor der Arbeit war es verboten, Alkohol zu trinken. Wer mit Alkohol erwischt wurde, musste sofort aus der Grube. Der ist für ein viertel Jahr nach Übertage versetzt worden. Ich bin selbst mal angetrunken, vom Vortag noch, in die Grube eingefahren. Es war schlimm, weil die Temperaturverhältnisse dort anders sind. Man hat zwar bei den letzten Schichten im Dezember, immer was mitgenommen und es wurde da auch getrunken aber nicht so, dass einer volltrunken war. Ob das nun von der obersten Leitung zugelassen wurde, kann ich nicht sagen. Auf alle Fälle hat man darüber weg geschaut. Wir konnten den Fusel an bestimmten Tagen auf dem Schacht kaufen. Da ist man mit einer ganzen Galosche nach Hause gekommen. Wenn man nach der Mittelschicht in den Gummistiefel gegangen ist, hatte man schon genug intus. Ich konnte trinken ohne Ende, weil ich im Training war. Wenn man dort rein gegangen ist, hat man gleich eine Flasche auf den Tisch gestellt und aus der Flasche getrunken. Nach dem dritten oder vierten Schnaps wurden auch die Frauen schöner. Es haben auch viele Kumpels in dem Gummistiefel gewohnt und man ist mit den Frauen auf die Zimmer und da ging dort die Post ab. Es war eine wilde Zeit.

Zu der Zeit waren auch noch Frauen als „Anschläger“ Untertage. Die Frauen waren genauso rabiät. Sie hatten die gleichen Redensarten wie ein Mann.

Man hat sich mal untereinander angemacht, du Ochse, du Rindvieh, du blöde Sau, oder sonst was. Übertage war das vergessen und man hat Einen zusammen getrunken.

Mit dem Schnaps konnte man viel machen. Wir sind oft in Ungarn gewesen und haben uns von dort die Essenzen mitgebracht. So konnten wir verschiedenen Liköre ansetzen, auch mit schwarzen Johannisbeeren oder Sauerkirschen. Bei den Brombeeren musste man noch ein bisschen Gewürz mit rein machen und stehen lassen. Der schwarze Johannisbeerschnaps war gut bei Erkältung. Ein bisschen Schnaps getrunken und die Erkältung war wie weg geblasen. Das war wie Medizin. Ich habe den Fusel in ein Labor gegeben, destillieren lassen und hatte dann Primasprit. Mit diesem hochprozentigen Schnaps hat man Eierlikör gemacht oder angesetzt. Zum Verdünnen wurde anderer Schnaps genommen. Bei den schwarzen Johannisbeeren wurden Gewürznelken mit rein gemacht. Das hatte dann ein ganz anderes Aroma. Die Brombeere wurde gedrückt oder gekocht. Das ganze Mus aufgefüllt mit Nelken oder mit Essenzen, wie das Backaroma. Damit konnte man Pfefferminzschnaps oder andere Sorten machen. Mit den Sauerkirschen war es das Gleiche. Der Schnaps musste dann mindestens ein halbes Jahr stehen. Wir haben auch Rumtopf davon gemacht. Der Schnaps hat nur eine Mark zwölf Mark gekostet. Der Altenburger Klarer, war unser Wismut Schnaps. Nur bei uns stand akzisierungsfrei darauf. Es gab verschiedene Firmen, die das hergestellt haben. Wir haben immer gesagt: die schönste Feier ist mit Emil Reiher. Ich kenne drei Firmen: im Vogtland, in Altenburg und die Firma Reiher.

Die Wismut hatte auch ihre eigene Polizei, ihre eigene Staatssicherheit. Dies war der „SOG“. Ich musste ab 1986 jedes Jahr dreimal dorthin. Es hatte sich ja mit Anschlägen gehäuft. Die wollten in Karl-Marx-Stadt das Marx-Denkmal wegsprengen. Bei uns auf dem Schacht hat einer Sprengstoff geklaut und das wurde bei ihm zu Hause gefunden. Da wurden Sicherheitsmaßnahmen eingeführt.

Ich kann mich an eine Episode erinnern, ich war ein großer Fan von Frank Zander. Ich habe im Garten für meine Kumpels von der Brigade, eine Fete gegeben. Es gab ein Lied von Frank Zander. Es handelte von Sprengstoff und wir haben das Lied angehört. Mein Gartennachbar war ein Major von der Stasi und sie hatten gewusst, welche Tätigkeit ich ausübte. Am Montag musste ich auf der Arbeit sofort antanzen. Das war schon ein bisschen belastend, wenn man Westmusik gehört hatte. Zu der Zeit war ich auch FDJ-Sekretär (Freie Deutsche Jugend – sozialistische Jugendorganisation der DDR). Da konnte ich mir eine Pfeife anbrennen, aber ich habe mir da nichts daraus gemacht.

Als AGL-er hatte ich die Aufgabe, wenn jemand nicht zur Wahl gegangen war, die Familien aufzusuchen. Da musste man mit den Leuten reden. Aber ich habe nie jemanden angezählt. Entweder ich konnte ihn überzeugen oder nicht. Zum Schluss konnte man Überzeugungsargumente bringen wie man wollte. Im August neunundachtzig, sind sehr viele abgehauen, über die Tschechei und Ungarn. Es stand dann auch die Frage, wie schaffst du den Plan. Man hatte mich noch Anfang Oktober in der Wahl zum AGL gewählt. Ich war im Krankenhaus bis zum 13. November. Danach musste ich mich melden. Mein Büro war zugeschlossen und mir wurde gesagt: nach dem Motto, für Kommunisten haben wir keine Arbeit mehr. Ich durfte nicht mehr in die Grube einfahren und wurde versetzt. Ich hatte zu der Zeit Grubenbau-rente, mir war das im Grunde genommen scheißegal. Aber das wollte ich nicht über mich ergehen lassen. Ich wurde dann als Arbeitsvorbereiter eingesetzt, der letzte Hustensaft eigentlich. Für jeden einen Bummel machen. Ich war handwerklich begabt. Dann durfte ich die Bereichsräume malern, dass ging mir doch auf den Keks. Dann hatte ich das Glück, dass ich einen Maler kennen gelernt hatte aus dem Westen und da habe ich mich selbständig gemacht.

*Quelle: Redaktionell bearbeitetes Interview Günter Rothe,
Gedenkstätte Amthordurchgang e.V., 26.2.2007*



Wismutfusel der Familie Kieslinger – angesetzt mit Vanillestange und Kandiszucker

Das kostet 700 Gramm – Joachim Buchholz

Ich habe eine Lehre zum Hauer für Kali und Steinsalzbergbau abgeschlossen. Und als Hauer und Lehrhauer im Kohlebergbau gearbeitet. Später studierte ich und ab 1971 habe ich bei der Wismut als Steiger gearbeitet. Ich qualifizierte mich bis zum Bereichsleiter. Nach der Wende kam der Absturz und ich arbeitete wieder als Steiger. Die Arbeitskräfte wurden viel weniger. Ich war bis 1996 im Bergbau und bin seitdem Rentner.

Ein Kollege war zur Wismut gegangen, er hatte mir erzählt, was man bei der Wismut verdienen kann und dass es keine Wochenendarbeit gab. So habe ich auch bei der Wismut angefangen. Ich wusste von der Wismut, außer vom Studium nichts. Auch nichts von den Abbaumethoden, oder was mich praktisch hier erwartet. Mit einer Wohnung in Gera hat es auch schnell geklappt. Ich war ausschließlich Untertage tätig. Kurz vor der Wende war ich Bereichsobersteiger. Mein Tagesablauf war ein fester Plan. Wir wurden früh mit dem Bus abgeholt, also ab einer gewissen Leitungsebene, konnte man mit dem ITP-Bus (für Ingenieurtechnisches Personal) mitfahren. Dann war schon die erste Beratung beim Direktor, mit jeweils einem Vertreter aus jedem Bereich sowie den Fachabteilung und die Schichten wurden ausgewertet. Ich musste einzelne Betriebspunkte befahren und die Arbeit planen. Die Hauptsache war eben die Beratungstätigkeit, mit den einzelnen Reviersteigern, beraten mit den Fachabteilungen, wo liegt Erz, wo fangen wir als nächstes an. Das ging bis Mittag halb um zwei, dann war die Frühschicht vorbei und halb drei war wieder Beratung beim Direktor. Die hat meistens nicht der Direktor, sondern der Schachtobersteiger gemacht. Dort ging es um die vergangene Frühschicht, den Tag noch mal Revue passieren lassen. Na und kurz vor drei fuhr der ITP-Bus wieder nach Gera. Es kam auch mal vor, dass ein Unfall oder eine Havarie war, dann stand der B 1000 (Kleintransporter) zu Hause vor der Tür. Damals hatten ja noch nicht alle Telefone. Es hat geklingelt, anziehen, mitkommen. Der Fahrer wusste meistens nicht, um was es ging. Er konnte höchstens sagen, ein Unfall oder Havarie. Und dann wurde kommissionsmäßig hingefahren, angeguckt und ausgewertet. Das wurde bei einem Unfall sofort gemacht.

Ich kann mich an eine Situation erinnern. Unsere Tochter hatte von der Schule eine Veranstaltung, wo die Eltern auch eingeladen waren. Ich bin in der Nacht um zwölf nach Hause gekommen und hatte keine Bereitschaft. Ich hatte auch ein bisschen getrunken und vielleicht eine Stunde im Bett gelegen, da stand ein Fahrer vor der Tür. Na mitkommen! Als ich am Schacht angekommen war, da knallte und krachte es an allen Ecken, die Stempel sind zer-

brochen wie Streichhölzer. Da war ich sofort nüchtern. Da wurde keine Rücksicht darauf genommen. Ich habe auch beim Dispatcher pflichtgemäß gesagt: „Horch zu, ich sage dir gleich, ich habe etwas getrunken.“ Normalerweise war Alkohol verboten, er sagte: „Das interessiert mich nicht, du musst einfahren und gucken.“

Es gab auch Kumpels, die während der Arbeitszeit getrunken haben. Das ist aber überhaupt nichts bergbautypisches, das gibt es auch in anderen Berufszweigen. Wir haben in dem Wasserabfluss, in den Strecken, ab und an eine leere Schnaps- oder Bierflasche gefunden. Wer erwischt wurde, ist Untertage für eine gewisse Zeit rausgeflogen.

Die letzten Schichten vor Weihnachten und Silvester, da wurde im Grunde genommen nicht mehr oder wenig gearbeitet. Da haben die einzelnen Brigaden sich Broiler (Hähnchen) und was Besonderes zu Essen mitgebracht. Da ging dann auch mal eine Flasche rum. Eigentlich war es streng verboten und es wurden auch Kontrollen durchgeführt. Es hatte niemand was dagegen, dass wir in der letzten Schicht gegessen und Kaffee getrunken haben. Aber es sollte kein Alkohol getrunken werden. Einmal bin ich in der Nacht um zwei bei einer Brigade am Block gewesen. Sie haben friedlich gegessen und Kaffee getrunken. Ich habe mich mit dazu gesetzt und mitgemacht. Als sie früh um vier vorn angekommen sind, es war fast vier Kilometer vom Schacht weg, sie wurden mit dem Zug hin und hergefahren, da waren zwei Mann dabei, die konnten noch nicht mal mehr selbständig die letzten hundert Meter zum Schacht laufen. Da konntest du Kontrolle machen wie du wolltest. Die letzten Jahre in Drosen war das genau so. In der letzten Schicht vor Weihnachten oder Silvester fuhren alle Bereichsleiter, Obersteiger und die Gewerkschaft und alles was dazugehört, ein. Wir haben uns auch mal mit hingesezt und ein Schnäpschen mitgetrunken, aber in Maßen, da ist eigentlich nichts Gravierendes vorgefallen. Nach der Schicht wurde gern mal einer getrunken. Wenn es den Schnaps auf dem Schacht gab, wenn sie keinen Wismutschnaps hatten, kauften sie sich anderen. In den Zügen wurde viel getrunken, aber eher Bier als Schnaps. Nach Altenburg war es fast eine dreiviertel Stunde. Da haben sich Grüppchen gebildet und es wurde Skat gespielt, oder irgendwas. Nebenbei wurde getrunken. Einmal ist ein Lehrling aus dem Zug gestürzt. Da wurde festgestellt, der hat in der Kantine gesoffen. Na was war dann das Ende vom Lied, Alkoholverbot in der Kantine. Das galt für ein halbes Jahr, dann wurde es wieder aufgehoben. Im Grunde genommen entstehen solche Verbote, weil irgendjemand dazwischen ist, der sich nicht beherrschen kann.

Meine Spezialität war der „Schwarze Johannisbeerlikör“. Wir haben den selbst gemacht. Es wurden schwarze Johannisbeeren in die Flasche gefüllt,

Zucker und Fusel darauf und dann blieb der stehen. Es wurde ab und zu mal gekostet, ja jetzt ist er gut. Auch Rumtopf wurde viel gemacht. Die ersten Früchte waren Erdbeeren und Kirschen und der Reihe nach kamen verschiedene Früchte, je nach Saison, in einen Tontopf. Dieser wurde mit Schnaps aufgefüllt. Im Herbst wurde der Schnaps runter genommen und wer richtigen Appetit hatte, aß das Kompott. Das hatte dann die gleiche Wirkung, so ungefähr wie beim Michel aus Lönneberga, der die Schweine damit gefüttert hat. Der Alkohol ist mehr in den Beeren, als in dem Likör. Meine Eltern haben, in der Zeit, wo es noch kein Fernsehen gab, öfters mal gefeiert. Ich kann mich noch erinnern, da war zwischen den Familien ein richtiger Wettbewerb. Wer macht den besten Schnaps! Es gab kleine Aromaflaschen, Zitrone, Orange, damit haben sie ihren Schnaps gemacht.

Bei der Wismut war der Fusel regelrecht eine Währung. Wer mal zu Hause etwas machen lassen wollte, einen Handwerker oder „Bück-Dich-Ware“ gebraucht hat, setzte den Fusel ein. Derjenige, der die Ware besorgen konnte, hat gleich gesagt: „Das kostet 700 Gramm“. Es wurde nie eine Flasche Schnaps gesagt. Für jede Dienstleistung gab es, man kann fast sagen, Festpreise. Unter der Bevölkerung war es so. Sie wollten ja kein Trinkgeld haben, zum Beispiel wenn einer was am Trabant hatte. Er ist in die Werkstatt gefahren, der Meister wollte keine zehn Mark Trinkgeld, aber Schnaps. Da hat man gesagt: „Wenn du fertig bist, kannst du aus dem Kofferraum zwei oder drei Flaschen rausnehmen“. Das war beliebter als zehn Mark.

Die Schnapsmarken hat die Sekretärin jeweils im Bereich ausgegeben. Du hast es ja 100-grammweise bekommen. Auf dem Schacht gab es fast eine Preisliste, eine Schweißnaht von einem Meter waren 100 Gramm. So ungefähr ist das gegangen.

*Quelle: Redaktionell bearbeitetes Interview Joachim Buchholz,
Gedenkstätte Amthordurchgang e.V., 30.1.2007*

Gesundheitsschnaps – Monika und Werner Kieslinger

Herr Kieslinger: Ich habe bei der Wismut von 1964 bis 1971 im Tagebau als Kipperfahrer gearbeitet. Dann habe ich studiert mit der Perspektive, im Tagebau mal Steiger zu werden. In der Zeit als ich studiert habe, von 1971–1974, wurde in der Wismut beschlossen, den Tagebau zu schließen. Er wurde zu tief und war ökonomisch nicht mehr rentabel. Wobei die ganze Rentabilität bei der Wismut unter einem anderen Gesichtspunkt stand. Das Herstellen des atomaren Gleichgewichts, also da war die Rentabilität immer ein bisschen an zweiter Stelle und der Tagebau wurde geschlossen. Somit hatte ich die Perspektive, Untertage zu arbeiten. Dadurch bin ich 1974 als Ingenieur, stellvertretender Revierleiter und Steiger Untertage gekommen. Ich war in der Geologischen Bohrung und später bis 1990, als Steiger im Streckenvortrieb. Es war eine sehr schöne Tätigkeit und die Arbeit hat mich voll befriedigt, allerdings drei Schichten, aber das war normal. 1989, mit der Perestroika, ging der Auftrag der Wismut zurück, das Uran wurde nicht mehr in den Mengen benötigt. Daraufhin musste ich von Untertage nach Über-tage.

Frau Kieslinger: Ich habe im Modedruck gelernt. Meine Eltern waren bei der Wismut. Dadurch habe ich als Kind schon Kontakt mit der Wismut gehabt. Ich habe auch bei der Wismut im Tagebau an einem Prüfstand gearbeitet. Wie das Leben so spielt, da habe ich meinen Mann kennen gelernt. Das Kind bekommen und da konnte ich nicht mehr da unten arbeiten. Natürlich hat uns der finanzielle Aspekt bei der Wismut gereizt.

Herr Kieslinger: Als ich bei der Wismut als Steiger angefangen habe, wurde ein neues Lohnsystem eingeführt. Die Hauer wurden nach der Qualität ihrer Arbeit benotet. Wenn ein Hauer pfuschte, war das nicht in Ordnung und er musste dies korrigieren. Dadurch hat er auch Lohneinbuße gehabt. Mit diesem Lohnsystem wurde natürlich das Verhältnis von Steiger zu Hauer erst einmal auf eine harte Prüfung gestellt. Daraus ergab sich öfters mal eine Diskussion. Wenn der Steiger gesagt hat: „Das ist aber gefährlich was du jetzt hier stehen gelassen hast“. Ach das ist doch nicht gefährlich, Guck doch mal, so ging das. Aber es hat sich dann eigentlich gut gemacht. Ich hatte an und für sich überhaupt keine Schwierigkeiten, und auch keinen schweren Unfall meiner Leute. Ich selber hatte einen, ich bin in einer Wasserseige eingebrochen und habe mir den Knöchel verletzt und einmal bin ich verschüttet worden. Das war eine blöde Situation. Ich saß in einem torkretierten Streckenkreuz. Meine Hauer hatten eine Strecke neu angeschossen. Wir waren vielleicht so acht Meter im Vortrieb drin. Ich habe mich in dem Streckenkreuz

hingesezt und an den Stoß gelehnt und meinen Auftrag geschrieben. Auf einmal gab es einen Schlag und die Firste kam runter. Ich war plötzlich, nicht allzu hoch, vielleicht 20 bis 30 cm, verschüttet. Hauptsächlich auch unter diesen Betonplatten. Da hatte es mich zusammen gedrückt und meine Hauer haben mir dann das Leben gerettet. Ich wäre nicht wieder raus gekommen. Ich war zwar nicht allzu schwer verletzt, aber ich war vollkommen bewegungslos. Sie haben mich unter Einsatz ihres Lebens rausgeholt.

Die Wismut wurde schlagartig aus dem Boden gestampft. In der Sowjetunion, das Uran war viel zu weit weg und hier hat es sich angeboten, wenn auch ökonomisch äußerst ungünstig. Aber es war viel günstiger als Straßen und Eisenbahn in Sibirien zu bauen. Dadurch wurde hier dieser Industriezweig aus dem Boden gestampft. Ich denke, der Wismutfusel war ein zusätzlicher Anreiz für viele Leute damals. Die Bergmänner hatten die Möglichkeit, akzisefreien Schnaps zu kaufen und das richtete sich nach der Planerfüllung. Es differierte von null bis sechs Liter im Monat. Für manchen hat es gar nicht gereicht. Einige haben natürlich auch den Schnaps genommen, um Geschäfte damit zu machen, keine Bereicherungsgeschäfte, sondern Tauschgeschäfte. Man hat den Schnaps in den HO Wismut-Kaufhallen bekommen. Den Schnaps gab es in Dreiviertel-Liter-Flaschen, also 0,7 Liter und kostete 1,15 – 1,40 Mark. Der Preis war unterschiedlich, es richtete sich nach den Brennereien. Geschmacklich war eigentlich kein Unterschied zu schmecken.

Frau Kieslinger: Es konnte auch passieren, dass der Schnaps in der Kaufhalle, wenn viele ihre Marken einlösten, am Anfang des Monats alle war.

Herr Kieslinger: Die Marken hat, meines Wissens, eigentlich keiner verfallen lassen. Ob den jeder getrunken hat oder nicht, geholt haben sie ihn alle. Die Anwendungen waren mitunter sehr unterschiedlich. Manch einer hat sogar den Schnaps als Gefrierschutzmittel in die Scheibenwischenanlage vom Auto reingeschüttet.

Frau Kieslinger: Wir haben Eierlikör oder Johannisbeerschnaps davon gemacht, der war gut für die Verdauung.

Herr Kieslinger: Auch haben wir Früchteschnaps davon gemacht, mit Brombeeren oder Heidelbeeren. Wir haben 100 Kubikzentimeter hochprozentigen Primasprit mit reingemischt. Der Wismutfusel hatte 32 Prozent, aber es war guter Fusel, man hatte keine Kopfschmerzen bekommen. Er hatte selten Beschwerden gemacht, wenn einer natürlich eine halbe Alkoholvergiftung hatte, dann bekam er auch Kopfschmerzen. Wir haben ihn in eine

Früchteflasche gefüllt, dann kam der Fruchtsaft und Zucker dazu und im Prinzip kam danach vielleicht ein 12prozentiges „Geschnittel“ raus. Deswegen hat man noch ein bisschen 90prozentigen Primasprit, dazu gegeben und dann schmeckte das Zeug. Das konnte man wirklich trinken. Wir haben ihn immer verarbeitet und nicht pur getrunken.

Frau Kieslinger: Oder wir haben ein Paket Kandiszucker genommen, eine Vanillestange rein getan und eine Weile stehen gelassen. Das war was Süßes für die Frauen.

Herr Kieslinger: Kompliziert war es schon manchmal bei Brombeeren, die in den Flaschenhals reinzubekommen. Die Flasche wurde mit Beeren bis an die Verengung voll gemacht, vier bis sechs Esslöffel Zucker dazu, den Schnaps rein, so dass oben noch ein bisschen frei blieb. Den 90prozentigen Primasprit noch dazu und das war es dann. Ein halbes Jahr musste er dann schon stehen. Bei uns stand der jahrelang, aber dann hat er geschmeckt. Das war zu den Feierlichkeiten was Besonderes! Der „Schwarze Johannisbeerschnaps“ war ein Gesundheitsschnaps wie Magenbitter.

Herr Kieslinger: Natürlich gab es auch Kumpels, die mal was getrunken hatten während der Arbeitszeit. In der Regel wussten die Kumpels schon ganz genau, dass es sehr strenge Vorschriften gab. Man musste Flüssigkeit mit nach Untertage nehmen. In den Schächten gab es Teestuben. Wir haben unsere Thermoskanne aufgefüllt und sind eingefahren Da haben manche schnell noch ein kleines Schlückchen eingefüllt. Ich habe nie Untertage gesagt, lass mich mal deinen Tee kosten. Die Menschen bei der Wismut waren ein besonderer Schlag. Der Bergmann sowieso. Es gab den Ausspruch: „Ich bin Bergmann, wer ist mehr?“. Psychologisch hat das schon zu einem bestimmten Kraftpotential geführt, wenn auch mal einer schwach war. Schon allein der Ausspruch hat was dargestellt. Da musste der Bergmann automatisch mehr vertragen als ein anderer. Man hatte die Gelegenheit, man hatte ja den Schnaps.

Frau Kieslinger: Manchmal ist es auch vorgekommen, dass eine Frau am Zug den Bergmann abholte, um die Lohntüte in Empfang zu nehmen. Denn es gab Kumpels, wenn die nach Hause gekommen sind, da hatte die Hälfte in der Lohntüte gefehlt.

Quelle: Redaktionell bearbeitetes Interview Monika und Werner Kieslinger, Gedenkstätte Amthordurchgang e.V., 1.2.2007

Ungarische Salami – Sabine Perz

Ich habe als Lehrling 1973 bei der SDAG Wismut angefangen und bis Oktober 1990 dort gearbeitet. Ich lernte Facharbeiter für Schreibtechnik und wir waren die ersten Verwaltungslehrlinge, die bei der Wismut ausgebildet wurden. Ich war auch immer als Sekretärin oder Sachbearbeiterin tätig. Ich wusste damals nicht so richtig, was ich lernen sollte und eine Nachbarin von meinen Eltern sagte: die Wismut bildet jetzt in der Verwaltung aus. Bewirb dich doch mal. So bin ich zur Wismut und zu einem Verwaltungsberuf gekommen.

Ich bin da geblieben, weil der Wohn- und Arbeitsort in Ronneburg in der Nähe war. Ich hatte mit dem Wismut-Bus nur fünf Minuten Arbeitsweg. Dies hatte zu DDR-Zeiten den Vorteil, zeitiger zu Hause zu sein, so konnte man in den Geschäften doch noch was erwischen oder das Kind eher aus der Kinderkrippe abholen. Von der Wismut wurde auch für die Frauen extra ein Bus bereitgestellt, damit die Kinder in die Krippe gebracht werden konnten. Ich habe einige Jahre sieben Stunden gearbeitet. Diese Möglichkeit wurde den Frauen gegeben. Wir hatten in Ronneburg eine Altbauwohnung, die vom Bau- und Montagebetrieb der Wismut ausgebaut wurde. Es nannte sich damals „Jugendprojekt“.

Auch als Angestellte hatten wir Vorteile bei der Wismut. Wir haben zu unserem Lohn den Wismutzuschlag bekommen. Die ersten zwei, drei Jahre haben wir auch die berühmten Talons bekommen und konnten im Wismut-Handel Schuhe oder Textilien als Talonware einkaufen, die es nicht im freien Verkauf gab. Es war vielleicht etwas preiswerter. Ich kann mich daran erinnern, dass die Schuhe ein bisschen schöner und modischer waren.

Es gab für jeden Mitarbeiter die Essenmarken und kostenlose Milchmarken. Es wurde unterschieden zwischen Unter- und Übertage. Die Untertage-Portionen waren etwas größer. Wir wurden in der Betriebsküche versorgt und es gab auch eine Kantine, mit Brötchen, Bockwurst und kleinen Snacks. Man konnte aber zusehen, wie die Qualität des Essens und die Menge immer schlechter wurden. Die Versorgung ließ nach und die Untertagearbeiter haben oft geschimpft. In den 60er bis 70er Jahren gab es immer Südfrüchte. Später gab es sie an Weihnachten und auf Zuteilung, sicher ein bisschen mehr als im Handel, aber so üppig war das auch nicht. Gurken und ähnliches gab es zu Ostern. Diese Zuteilung wurde auch von der Kantine so gesteuert, dass die Untertagearbeiter zuerst einkaufen konnten. Es wurde gar nicht so gern gesehen, wenn sich die Verwaltung mit angestellt hatte. Wir Frauen sind ja aufgefallen als Verwaltungsangestellte.

Den Wismut-Schnaps habe ich nicht bekommen, weil ich immer als Angestellte tätig war. Angestellte haben keinen Schnaps bekommen, nur die Arbeiter und das Ingenieurtechnische Personal. Eine Sekretärin wiederum, die als Materialabrechnerin eingestellt war, hatte 1.000 Gramm Schnaps bekommen. Eine technische Zeichnerin zählte auch als Arbeiterin und bekam dadurch auch den Schnaps. Es war so eine Regelung. Mein Vater und mein damaliger Mann haben auch bei der Wismut gearbeitet. Von den Bewohnern aus Ronneburg waren sehr viele bei der Wismut tätig. Mein Mann hat als Bauarbeiter beim BMB 17 (Bau- und Montagebetrieb) gearbeitet und diese Arbeiter haben nur Schnaps bekommen, wenn sie unmittelbar auf dem Schachtgelände gearbeitet haben. Ab und an habe ich mal eine Flasche geschenkt bekommen.

Wenn wir genug Schnaps hatten, wurde immer mal einen Rumtopf mit Früchten der Saison gemacht. Bei dem Rumtopf musste man noch Primasprit dazu haben, da der Wismut-Schnaps ja nicht so hochprozentig war. In den 80er Jahren bekam man den Primasprit im Handel nicht mehr zu kaufen. Manchmal haben wir Bananen, wenn man sie hatte, klein geschnitten, Zucker darüber, mit Schnaps aufgefüllt und vier Wochen stehen lassen. Mit Apfelsinen und Kaffeebohnen haben wir es ähnlich gemacht.

Oder wir machten Eierlikör davon. Eigelb und Zucker wurde warm gemacht und dann gab man den Schnaps darauf. Das konnte man, wenn es ausgekühlt war, gleich trinken. Bei dem angesetzten Schnaps musste das Aroma ziehen, aber den Eierlikör konnte man nicht so lange stehen lassen. Meine Mutter hat sehr guten Eierlikör gemacht.

Später, als ich dann eine eigene Familie hatte, wurde getrunken, was gerade so Mode war, zum Beispiel angesetzter Kaffeeschnaps: Eine „Kubaorange“, mit Kaffeebohnen spicken, Würfelzucker und eine Flasche Fusel in ein großes Glas geben und das ganze 30 Tage stehen lassen. Das war unser Kaffee-likör. Heute würde mir das nicht mehr schmecken. Es waren Modeerscheinungen und man hat sich solche Sachen ausgedacht und ausprobiert.

Es wurden auch manchmal zwei, drei Flaschen als Tauschmittel für einen Handwerker oder andere Dinge eingesetzt. Wir hatten einen Kollegen, der hatte Beziehungen in den russischen Sektor, für eine Flasche Wismut-Schnaps und 30 Mark konnte man eine ungarische Salami bekommen. Das war eine gute Sache, wo der Wismut-Schnaps gut eingesetzt werden konnte. Es war sehr teuer, aber man bekam ja nichts und eine ungarische Salami war was Besonderes.

*Quelle: Redaktionell bearbeitetes Interview Sabine Perz,
Gedenkstätte Amthordurchgang e.V., 15.3.2007*

Der Freundschaftsschluck – Manfred Voigt

Ich arbeitete von 1964 bis 1990 bei der Wismut. Meine angestrebte Lehre in einer privaten Firma wurde nicht genehmigt. Als Ausweg gab ich den Werben der Wismut nach und ich bekam eine Wohnung in Gera. Ich war Untertage als Hauer tätig. Wir fuhren mit wismuteigenen Bussen oder mit dem Zug an unseren Arbeitsplatz. Nach der organisierten Anfahrt zum Schacht, war es möglich, in der Küche zu essen. In den Kauen konnten wir uns umziehen und einfahren. Der Transport Untertage ging mit Mannschaftszügen zum Revier. In der Schlosserei und in der Steigerstube holte man sich das Material und die Information ab. Meine Tätigkeit im Abbau waren Bohr-, Spreng-, Lade- und Ausbauarbeiten. Nach sechs Stunden Arbeit ging der Transport wieder zum Schacht und es wurde ausgefahren. Nach Schichtende fuhr man wieder nach Hause. Ich wusste, was die Wismut förderte, aber meine Angst war nicht vordergründig. Bei der Wismut waren die Vergünstigungen sehr gut. Man bekam eher eine Wohnung, auch die Wartezeit auf einen PKW war kürzer. Warum die Bergleute vergünstigt den Alkohol kaufen konnten, darüber habe ich nie nachgedacht. Den Wismutfusel bekam man in den betriebs-eigenen Versorgungseinrichtungen zum Beispiel in der Kaufhalle Nord, Gagarinstraße 101. Nach der Schicht wurde der Wismutfusel von vielen Kumpels getrunken. Auch wurde er für Gefälligkeiten als Gegenleistung eingesetzt. Er war immer ein gutes Geschenk. Man benutzte ihn auch als Frostschutzmittel im Auto. Ich habe den Schnaps vorwiegend verschenkt. 1987 unternahm ich eine Freundschaftsreise in die damalige Sowjetunion. Diese Reise war eine Auszeichnung. Wir machten unter anderem in der Nähe der Stadt Wladimir halt. Jeder nahm damals eine Flasche Alkohol mit, obwohl es verboten war. Der dortigen Freunden angebotene Freundschaftsschluck Wismutfusel wurde mit Ausspeien und verzerrten Gesichtern quittiert. Wahrscheinlich waren unsere russischen Freunde Besseres gewohnt.

*Quelle: Redaktionell bearbeitetes Interview Manfred Voigt,
Gedenkstätte Amthordurchgang e.V., 23.2.2007*



Da hat ein Russe geschossen – Willi Bundoks

Ich habe von 1951 bis 1990 in verschiedenen Abteilungen und Schächten bei der Wismut gearbeitet. Ich begann 1951 als Hauer in Zobes. Wir sind damals über das Arbeitsamt Auerbach verpflichtet worden. Da bekamen wir einen alten Militärstahlhelm als Kopfbedeckung Die Arbeitsstiefel waren schon durchgetreten und nur noch 20 Prozent gebrauchsfähig. Klamotten gab es da nicht. Wir mussten unsere Privatsachen tragen. Der Steiger nahm mich mit nach unten und sagte: hier ist deine Arbeit und du schaufelst. Die ersten acht Tage waren die Knie aufgerieben. Es gab keine Schaufelbühne, das Gestein war wie ein Schotterhaufen. In Zobes, das war der erste kleine Schacht, der ging dreißig Meter tief. Es wurde Erz abgebaut.

Die ganze Bewachung an den Schächten wurde durch die russischen Soldaten damals betrieben. Das erste Jahr 1951, in der letzten Schicht vor Silvester, hieß es alle Leute aus der Grube raus. Da standen die Russen mit ihren Lammfellmänteln und Karabinern und haben für Ordnung gesorgt. Es war kalt, es hat geschneit und wir haben gefroren und wir wollten da durch! Da hat ein Russe geschossen. Es kam ein Offizier, und es gab natürlich tüchtig Klamauk und einen großen Auflauf. Das war damals so. Überall waren junge Russen Untertage sowie in der Sprengstoffausgabe.

Die ersten Jahre in Paitzdorf waren auch noch sehr primitiv. Es gab nur Holzbaracken, wo man sich duschen konnte. 1972 sind wir nach Gera in eine Wismutwohnung gezogen. Ich bin sehr viel mit meinem Trabi auf Arbeit gefahren und im Winter natürlich mit dem Wismutzug. Als Dispatcher war man in der Spät- und Nachtschicht für alles verantwortlich und weisungsbe-rechtigt. Wenn ein schwerer Unfall war, musste man Hilfe holen und alles organisieren. Man durfte keine Fehler machen.

Aber wir hatten viele Vergünstigungen. Meinen ersten Trabi hatte ich 1960 bekommen. Es gab Milch, Butter, Zucker, Lebensmittelmarken und die Schnapsmarken. Ich persönlich habe nicht viel getrunken, nur ab und zu mal einen Grog. Aber es gab genug Abnehmer, mein Onkel und so weiter. Geholt haben wir den Schnaps immer, meine Frau hat sogar manchmal die Fenster damit geputzt.

Mit dem Schnaps konnte man ja alles machen. Man konnte Beziehungen knüpfen oder ihn für Tauschzwecke verwenden. Dadurch bekam man auch immer einen Handwerker, es blieb einem ja nichts anderes übrig. Früher gab es in Treuen eine Schnapsbrennerei und Lebensmittelgeschäft. Dort haben

wir unseren Schnaps hingeschafft und ihn als Likör zurückbekommen. Meine Frau hat später selber Eier-, Pfefferminz-, Kakao-, Kaffee- und Zitronenlikör gemacht. Die Frauen tauschten die Rezepte auch untereinander aus. Den Wismutfusel konnten wir auf Marken in den HO Wismut Kaufhallen bekommen. Es gab auch Leute, die während der Arbeitszeit mal was getrunken haben. Manchmal hat mich ein Steiger angerufen. Ich habe hier einen der Alkohol getrunken hat, der musste aus der Grube raus, zu der Grubenwehr und dann nach Hause.

Die letzten Jahre war es nicht mehr so. Aber die letzte Schicht vor Weihnachten oder Silvester, da wurde der Schnaps schon drei bis vier Wochen zuvor kaltgestellt. Man hat versucht, Taschenkontrollen durchzuführen, aber die Bergleute waren schlau und haben das Wochen vorher schon geplant. Aber man hat auch seine Pappenheimer gekannt. Mein ehemaliger Schachtleiter, der hat die letzten zwei, drei Schichten sich hin gestellt und hat gesagt: „Gib mal deine Tasche her und zeig mal was du drin hast, außer deiner Brotbüchse“.

Ich hatte mal eine Truppe, das war zur Nachtschicht, sieben, acht Mann, die saßen immer nach der Nachtschicht an einem Tisch und haben, bevor der Zug fuhr, immer mal einen getrunken. Das war nicht mein Fall. Aber es gab solche Fälle. Es war auch jeder mal dran, da ging die Flasche in der Küche rum, ehe der Zug abfuhr. Als ich in Gera meinen Bungalow baute, benötigte ich Hohlblocksteine von Caaschwitz. Selbst wenn man Möbel gekauft hat, oder bei einem Schmied sich ein Gartentor machen ließ, setzte man den Schnaps schon mal ein.

*Quelle: Redaktionell bearbeitetes Interview Willi Bundoks,
Gedenkstätte Amthordurchgang e.V., 6.2.2007*

Die Warteliste – Marina Richter

Ich habe von 1975 bis Dezember 1989 in Paitzdorf im Bereich der Förderzeche als Sekretärin gearbeitet. Die Förderzeche war ein Bereich, die sehr mit den Arbeitern Untertage zu tun hatte und den ganzen organisatorischen Ablauf. Ich habe in Ronneburg gelebt. Später bekam ich durch die Wismut eine Wohnung in Gera. Ich bin immer mit dem Bus zum Südbahnhof und von da aus mit dem Wismut-Zug nach Raitzhain gefahren und von dort ging es auf die einzelnen Schächte. Früh waren die meisten Leute und Kumpels noch müde, aber auf dem Heimweg da wurde geraucht, Skat gespielt und Bier getrunken. Aber ich kann nicht sagen, dass übermäßig gesoffen wurde. So war es nicht, man hatte ein Bier zum Durst löschen getrunken. Auch hat man sich privat mit dem einen oder anderen in einer Gruppe zusammengesetzt. Viele haben sich auch noch abends getroffen und sind noch durch die Stadt gebummelt. Früher hat man nach der Arbeit mit den Kollegen noch viel gemeinsam unternommen. Bei der Wismut war das Verhältnis untereinander sehr kumpelhaft. Man fühlte sich wie in einer großen Familie. Ich war damals in der FDJ aktiv und ich kannte sehr viele.

Unsere Versorgung war besser als im normalen Handel. In der Kantine gab es zum Beispiel Südfrüchte zum Schichtwechsel. Auch wurde für die Untertage-Beschäftigten und Arbeiter das Gemüse wie Paprika und Gurken herangeschafft. Wir als Übertagepersonal sind auch zum Schichtwechsel mit in die Kantine gegangen und versuchten eine Tüte Paprika oder Bananen zu bekommen. Es wurde aber nicht gern gesehen, wenn die Verwaltungs-Weiber auch ihre Ration abgeholt haben, aber es wurde geduldet. Zu jedem Schacht gehörte eine Verkaufsstelle: Es gab öfters besondere Artikel wie Nähmaschinen, Fahrräder und ähnliches. Natürlich wurden zuerst die Arbeiter damit beliefert. Aber wir konnten uns auf eine Warteliste eintragen, wenn eine Lieferung kam, wurde die Liste abgearbeitet. Vorrang hatten die Arbeiter mit den Vergünstigungen. Was übrig geblieben ist, hat dann das Übertagepersonal bekommen.

Da ich als Sekretärin keine Schnapsmarken erhielt, hat man für kleine Gefälligkeiten, anstatt fünf Mark lieber eine Schnapsmarke genommen. Ich habe noch eine volle Flasche zu Hause stehen, die hüte ich wie meinen Augapfel. Mit dem Schnaps ist viel gehandelt wurden. Bei uns waren die Talons noch ein Tauschmittel. Wir hatten Schuhtalons, Unter- und Obertrikotagen und die Wismut-Läden, wo man direkt die Talons eintauschen konnte. Die Schnapsmarken erhielt man differenziert. Die Hauer sind damals manchmal mit sieben Liter nach Hause gegangen, je nach Produktion und Übererfüll-

lung des Planes. Die Wismut hatte damals ein besseres Lohngefüge als die Volkseigenen Betriebe.

Mein Vati hat auch Untertage gearbeitet und Schnapsmarken erhalten und er hatte diese auch als Tauschmittel genutzt. Meine Eltern wollten sich im Garten eine Laube bauen und brauchten Holz. In Zwätzen gab es ein Holzlager, was auch zur Wismut gehörte. Dort sind immer die Maschinen von der Sowjetunion in großen Holzkisten angeliefert worden. Ein Bekannter hat dort gearbeitet. Da diese Mitarbeiter keine Schnapsmarken erhielten, wurde Holz gegen Schnaps getauscht. So haben wir Bretter für die Gartenlaube bekommen. Da sind natürlich etliche Flaschen Schnaps eingesetzt wurden. Man war erfinderisch. Auch haben die Männer den Schnaps benutzt, um eher einen Termin in der Autowerkstatt zu bekommen.

Ich habe öfters verschiedene Mixtouren ausprobiert. Es gab zu DDR-Zeiten so ein Fruchtpulver, das nannte sich „Quick“. Das Pulver und Orangensaft wurde mit dem Schnaps gemixt. Da wurden irgendwelche westdeutschen Orangenliköre kreierte. Mein Mann kam eines Tages mit einem großen Eimer voller Hagebutten nach Hause. Diese zu sammeln war ja schon mit viel Arbeit verbunden. Er hat die Hagebutten mit meiner Kuchenrolle zerquetscht, dieses Kratzpulver rausgepult, das war eine Schweinearbeit, dann wurden die Hagebutten und Zucker mit Schnaps angesetzt. Man hat den Schnaps ungefähr zwei Wochen stehen lassen. Ich weiß nicht mehr wie das geschmeckt hat.

An den Kaffeeschnaps kann ich mich noch gut erinnern. Er wurde mit Kaffeebohnen, eventuell noch mit einem Löffel Mokka-Fix (gemahlen Kaffee), damit das Aroma besser einziehen kann, angesetzt. Die erste Zeit schwammen die Kaffeebohnen noch oben, wenn die sich dann voll gesaugt hatten, gingen sie nach unten. Das war ein schöner Kaffeeschnaps.

Es hatte jeder Schacht auf seinem Gebäude einen roten Stern. Ein roter Stern deshalb, weil wir ja von der Sowjetunion gestützt wurden. Dieser Stern leuchtete immer dann, die Schnapsampel haben wir immer gesagt, wenn der Plan erfüllt wurde. Besonders attraktiv sah es immer in den Wintermonaten aus, wenn es dunkel wurde. Der Stern war direkt auf dem Verwaltungsgebäude und wenn er leuchtete, hieß es, Plan erfüllt. Den Plan haben wir ja eigentlich immer erfüllt, deshalb haben wir auch immer Schnaps bekommen.

Interview Marina Richter, Gedenkstätte Anthordurchgang e.V., 15.3.2007

Schnapsampel – Rolf Nieß

5.10 Uhr. Der Wismutbus schaukelt in Richtung Schacht Paitzdorf im Ronneburger Bergbaurevier. Es ist noch dunkel. Die Kumpel nicken schläfrig vor sich hin. Die Vogtländer (Kumpel, die im Vogtland wohnten) in diesem Bus waren teilweise schon seit 3.00 Uhr auf den Beinen. Aber heute sind sie etwas unruhiger als sonst. Es ist der letzte Arbeitstag im Monat. In der nächsten Kurve müssten sie schon den roten Sowjetstern auf dem Verwaltungsgebäude des Schachtes sehen. Wenn der Monatsplan erfüllt ist, dann wird das Licht des roten Sternes vom Hauptdispatcher eingeschaltet. So ist es auch am heutigen Morgen. Der drei Meter hohe Stern leuchtete weithin sichtbar in die Thüringer Bergbaulandschaft der Wismut. „Die Schnapsampel brennt!“ ruft einer der Kumpel. Selbst die, die durch diesen Ausruf geweckt werden, meckern ob dieser Störung nicht. Zufrieden schließen die Kumpel wieder ihre Augen. Der Ausruf bedeutet: es gibt wieder die volle Ration an Schnaps!

Der Fusel wurde an festgelegten Tagen in der Betriebskantine bzw. in einigen Wismutverkaufsstellen der Heimatorte der Kumpel nach der Abgabe der Schnapsmarken verkauft. Nach der Schicht ging das große Rennen in die Betriebskantine los. Da die Zeit zwischen der Ausfahrt aus der Grube und der Abfahrt der Wismutbusse knapp bemessen war, verzichteten viele Kumpel auf ihr Essen und stellten sich in die Warteschlange am Schnapsschalter an. Bei den Kumpeln wurde der Trinkbranntwein liebevoll Fusel oder Kumpeltod genannt. „Kumpeltod“ war für manch einen Kumpel die richtige Bezeichnung. Nicht jeder konnte der Versuchung widerstehen noch vor der Schicht einen Schluck aus der Flasche zu nehmen. „Rumpel- die- pumpel- tot war der Kumpel“, war dann der Spruch der Wismutkumpel nach solch einem tragischen Ereignis.

Aber auch in den oberen Leitungsetagen der Wismut bis in das Politbüro der DDR forderte der Alkohol seine Opfer. Im Dezember 1957 nahm an einer Vorstandssitzung der Wismut AG der Wirtschaftssekretär des ZK (Zentralkomitee) Gerhart Ziller und der dem ZK angehörende Minister Fritz Selbmann teil. Nach der Vorstandssitzung fand das übliche Trinkritual mit den sowjetischen Genossen statt. Der Fusel löste bei den Anwesenden die Zunge. Lang schwelende Machtkämpfe in der Regierung der DDR wurden unter dem Alkoholeinfluss deutlich. Ziller und Selbmann ließen verlauten, dass sie auf dem nächsten Plenum des ZK der SED auspacken würden. Sie wollten Ulbrichts und Honeckers Unfähigkeit darstellen und machten sich über die Auswirkungen des Stalinkults dieser Genossen lustig. Das konnte kaum gut gehen. Die Stasi war natürlich auch bei solchen Vorstandssitzungen der Wis-

mut AG präsent. Ulbricht und Honecker wurden informiert. Nun war die Gelegenheit gekommen, um die Machtfrage in den Blöcken im Politbüro der SED zu ihren Gunsten zu entscheiden. Der neue Minister für Staatssicherheit Genosse Erich Mielke, der durch Honecker an die Macht gekommen war, konnte nun zeigen wie wertvoll er für die Machtansprüche Ulbrichts und Honeckers war. In einer Geheimsitzung des Politbüros der SED sollte die Gruppe Schirdewan-Wollweber im Zentralkomitee, die gegen die alten Stalinisten kämpften, beseitigt werden. Ziller und Selbmann, die mit dieser Gruppe sympathisierten, waren dafür ein willkommener Anlass. Ziller hielt den Anschuldigungen und Verhören nicht stand. Er hatte schon bei den Nazis im Gefängnis gesessen. Mit einer Pistole setzte er seinem Leben ein Ende. In der Todesanzeige stand nur lapidar: Er schied plötzlich aus dem Leben.

Nach der Schnapsausgabe leerte der harte Kern der Kumpel, bis die Schichtbusse abfahren, schon die ersten Flaschen in einer Runde Gleichgesinnter vor der Kantine im Betrieb. Der Fusel war ein begehrtes Tausch- und Geschenkobjekt der Kumpel. Bis zu einhundert Flaschen für Familienfeiern oder größere Tauschaktionen wurden im Keller einzelner Kumpel gesammelt. Der Eierlikör und der Bärenfang waren bei den Damen besonders beliebt. Durch den Zusatz von Gartenfrüchten zauberten sie Liköre hervor:



Roter Stern auf dem Bergbaubetrieb Reust (Foto: Frank Schenke)

Rezept für Eierlikör

1 l Trinkbranntwein, 10 Eier, 500g Staubzucker;
alles mixen und im heißen Wasserbad vorsichtig eindicken

Rezept für Kakaolikör

1 l Trinkbranntwein, 10 Eier, 500g Staubzucker, 4 gehäufte Esslöffel Kakao; alles mixen und im heißen Wasserbad vorsichtig eindicken

Rezept für Kaffeelikör

15 gestrichene Teelöffel Presto-Kaffee-Extrakt mit $\frac{1}{4}$ l Wasser aufkochen, etwas abgekühlen und alles mit $\frac{3}{4}$ l Trinkbranntwein verrühren

Rezept für Bärenfang

250 g Bienen- oder Kunsthonig erwärmen, damit er flüssig wird. In einer Flasche $\frac{1}{2}$ l Trinkbranntwein im Wasserbad erwärmen. Honig zugießen und Flasche schütteln

Rezept für Fruchtliköre

Likör aus Erdbeeren, schwarze Johannisbeeren, Schlehen, Heidelbeeren oder Sauerkirschen (vorher mit einer Nadel durchlöchern): Eine Sorte Beeren in ein hohes Glas füllen, evtl. Zucker nach Geschmack dazugeben, mit Trinkbranntwein auffüllen, ca. vier bis sechs Wochen an einen sonnigen Platz stellen.

Später die alkoholischen Früchte mit frischen Früchten oder Apfelsmus mischen und als Kompott oder Kuchenbelag verwenden.

So mancher Trabbifahrer kam bei Verkehrskontrollen in den Verdacht mit Alkohol am Steuer zu sitzen. Dabei entströmte nur der Fusel aus der Scheibenwischanlage. Er sorgte preiswert für Sauberkeit und für den Frostschutz an der Frontscheibe des Autos. Bei Warenengpässen im sozialistischen Handel war er neben der Westmark ein stabiles Zahlungsmittel. Fleisch, Obst, Gemüse, Anmeldungen für Ferienreisen oder Jeanshosen, irgendwann war irgendwas immer Mangelware. Die Verkäuferinnen bückten sich für einige Flaschen Fusel nach den stillen Reserven unter dem Ladentisch. Für eine Schnapsmarke von einhundert oder gar fünfhundert Gramm lief Untertage ein Schlosser bzw. ein Elektriker schon etwas schneller, um bei der Brigade eine dringende Reparatur durchzuführen. Die Huntebereitstellung bei den Brigaden durch die Lokfahrer wurde durch die Brigadiere am Monatsende durch ein paar Schnapsmarken honoriert. Mit Fusel liefen die Hunte und der Produktionsprozess fast wie geschmiert. Damit wurde der Fusel ein bedeutender Faktor in der Planerfüllung der Bergbaubetriebe. Mit dem Ende der DDR 1990 kam auch das Ende des Fusels. Noch heute trauert mancher Kumpel den „guten alten Zeiten“ nach und meint damit seinen preiswerten Fusel.

Quelle: Manuskript „Gummistiefelgeschichten“ von Rolf Nieß, dieses enthält Auszüge aus dem Buch „Tatort Politbüro. Die Akte Erich Honecker“, Autor Peter Przybylski



Foto: Frank Schenke

СОВЕТСКО-ГЕРМАНСКОЕ
АКЦИОНЕРНОЕ ОБЩЕСТВО

ГЕНЕРАЛЬНАЯ ДИРЕКЦИЯ **ВИСМУТ**
9030 Карл-Маркс-Штадт — Почтовый ящик 89 — Тел. 880



WISMUT

9030 Karl-Marx-Stadt — Postschließfach 89 — Telefon 880

SOWJETISCH-DEUTSCHE
AKTIENGESELLSCHAFT

GENERALDIREKTION

Betriebsdirektor/Direktor
des/der

Koll.

Ihr Zeichen

Ihre Nachricht vom

Bei Rückantwort angeben!
Unser Zeichen

DATUM

11. Juni 1990

Einstellung der Ausgabe von akzisierungsfreiem Trinkbranntwein ab
01. Juli 1990

Auf der Grundlage eines Schreibens des Ministers für Wirtschaft
der DDR vom 11. Mai 1990

weise ich an:

1. Mit Wirkung vom 01. Juli 1990 ist die Ausgabe von Bezugstalons für akzisierungsfreien Trinkbranntwein einzustellen, da von diesem Zeitpunkt an Verbrauchssteuern für Trinkbranntwein ohne Einschränkung erhoben werden.
2. Für Monat Juni 1990 sind den bezugsberechtigten Werkträgern letztmalig Bezugstalons für akzisierungsfreien Trinkbranntwein auf der Grundlage der Vereinbarung vom 01. Januar 1973 sowie der 1. bis 4. Ergänzung dazu nach den Schichten und Leistungen des Monats Mai 1990 auszugeben.
3. Bei Ausgabe von Schokolade an Lehrlinge bzw. Jugendliche unter 18 Jahren ist analog Ziffer 2 zu verfahren.
4. Bezugstalons, die bis zum 30. Juni 1990 nicht beliefert sind, verlieren ihre Gültigkeit. Anspruch auf finanziellen Ausgleich besteht nicht.
5. Die bezugsberechtigten Werkträgern sind sofort von meiner Weisung zu informieren.

Dr. Richter
Generaldirektor
der SDAG Wismut

Literatur zur Wismut (eine Auswahl)

Werner Bräuning (1934 – 1976) zum Gedenken.

„Die Wismut ist ein Staat im Staate und der Wodka ist ihr Nationalgetränk“,

schrieb Werner Bräuning, Anfang der sechziger Jahre, in seinem Romanprojekt über die Wismut. Er war den sozialistischen Ideen durchaus zugetan und hatte Ende der fünfziger Jahre in der DDR die „Bewegung schreibender Arbeiter“ mit aus der Taufe gehoben. Da er in seinem Roman ein allzu wahrheitsgetreues Bild von der Wismut und dem Alltagsleben in der DDR widerspiegelte, verhinderten die Machthaber der SED-Diktatur in den sechziger Jahren das Erscheinen des Buches. Darüber verzweifelt, verfiel er dem Alkohol. Das verbotene Buch erschien nun im Aufbau-Verlag Berlin (s. fortlaufendes Verzeichnis).

Beleites, Michael: Pechblende.

Der Uranbergbau in der DDR und seine Folgen, Wittenberg, 1988.

Beleites, Michael: Altlast Wismut.

Umweltkatastrophe und Sanierungsproblem im deutschen Uranbergbau, Frankfurt/Main, 1992.

Beyer, K., M. Kaden, E. Raasch und W. Schappan (Hrsg.):
Wismut – Erz für den Frieden, Marienberg 1995.

Bräuning, Werner: Rummelplatz, Berlin 2007.

Karlsch, Rainer: Uran für Moskau.

Die Wismut – eine populäre Geschichte, Berlin 2007.

Naimark, Norman. M.: Die Russen in Deutschland.

Die sowjetische Besatzungszone 1945 bis 1948, München 1997.

Paul, Reimar: Das Wismut Erbe, Göttingen 1991.

Schenke, Frank (Fotograf), Gotthard Bretschneider (Vorwort), Erhard Lemm (Hrsg.): Zwillingekegel.

Photographien aus einer verschwundenen Welt, Gera 2007.

Weiterführende Hinweise:

Schriften des Museums Uranbergbau
Traditionsstätte Sächsisch- Thüringischen Uranbergbaus
Bergstraße 22
08401 Schlema.

Schriftenreihe des Traditionsvereins Wismut e.V.
„Ans Licht gebracht. Kumpel erzählen aus ihrem Leben“
(erstes Ausgabejahr, Heft 1: 1997).

Abkürzungsverzeichnis

AGL	Abteilungs-Gewerkschaftsleitung
AGL-er	Abteilungs-Gewerkschaftsleiter
AWO	Mottoradtyp
B-1000	Kleintransporter
BMB 17	Bau- und Montagebetrieb – SDAG Wismut
DDR	Deutsche Demokratische Republik
FDGB	Freier Deutscher Gewerkschaftsbund
FDJ	Freie Deutsche Jugend
HO	Handelsorganisation
Objekt 90	Betriebsteil bei der SDAG Wismut
Reparationsbetrieb	Dieser Betrieb führte zur Wiedergutmachung der Kriegsschäden Gewinne/Ware an die UdSSR ab
SABM	Sowjetischen Aktiengesellschaft der Buntmetallindustrie - Wismut
SAG	Sowjetische Aktiengesellschaft
SDAG	Sowjetisch Deutsche Aktiengesellschaft
SOG	Sicherheit Ordnung Geheimnisschutz
Trabant	Personenkraftwagen
VEB	Volkseigener Betrieb
ZK	Zentralkomitee der DDR

Gedenk- und Begegnungsstätte im Torhaus der politischen Haftanstalt 1933–1945 und 1945–1989

Amthordurchgang 9

07545 Gera

Öffnungszeiten

Dienstag	14.00 – 18.00 Uhr
Donnerstag	14.00 – 18.00 Uhr
Samstag	14.00 – 18.00 Uhr

Sonderöffnungszeiten auf Anfrage möglich

Kontakt

Telefon: 0365 552 76 30

Telefax: 0365 552 76 39

Mail: info@torhaus-gera.de

Home: www.torhaus-gera.de

Bankverbindung

Kontonummer: 4 37 75 83

Bankleitzahl: 830 200 86

bei der HypoVereinsbank Gera

Dieses Projekt wurde gefördert:

Stiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur Berlin

Thüringer Kultusministerium

Thüringer Landesbeauftragte für die Unterlagen des
Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR

STIFTUNG
AUFARBEITUNG



